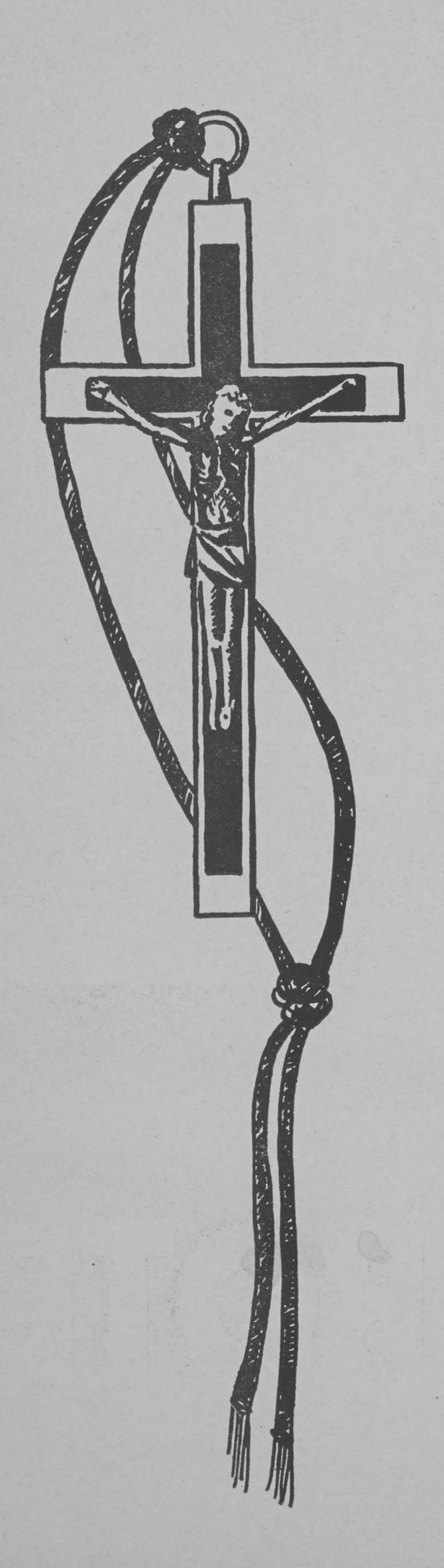
Juni 1951



DER MARIENBOTE



Marianischer Missionsverein

Drei junge Oblatenmissionare wurden am 11. Juni in Battleford geweiht. Drei Priester nur, und das in einer Welt, die jährlich zweihundert Priester aus jedem Seminar gebrauchen könnte.

Drei neue Missionare nur – und doch: Wer kann die Seelen zählen, die mit ihnen in Berührung kommen werden? All die Taufen, die Sakramente im Beichtstuhl und am Altar, die Lehren auf der Kanzel und unter den Kleinen? Klein war auch die Zahl der Apostel, Als sie begannen, Christi Reich auf Erden zu verbreiten. Auf die Zahl kommt es ja letzten Grundes nicht an. Der Geist Gottes in Priestern und Gläubigen ist die Kraft, die da baut und wirkt und Christi Licht hineinträgt in alle Welt.

Während die Welt ungeheure Energien anspannt, ihre verworrenen Geschäfte wieder in Ordnung zu bringen, sollten wir auch einmal gute Umschau in der Kirche Gottes halten. Auch da ist so manches nicht mehr nach altem Geiste. Viel zu viele von uns sind glaubensschlaff geworden. Es fehlt uns die treibende katholische Kraft, die große Gottesüberzeugung, der Eifer für die Sache des Herrn. Wo der Gottesglaube keine Flammen mehr schlägt, da ist Gefahr! Da hört vor allen Dingen der Angriff auf. Der Angriff, neue Felder zu gewinnen. Sind wir heutigen Katholiken angriffslustig? Oder ist es nicht wahr, daß selbst in immer noch frommen Häusern der Missionsgedanke zum Beispiel bereits etwas ganz Fremdes geworden ist? Etwas, das nicht mehr so ganz zum katholischen Leben gehört? Früher waren der katholischen Welt zwei Dinge dem Glauben genau so notwendig wie das Vaterunser. Das waren die heiligen Sakramente und die Arbeit für die Verbreitung des Glaubens in den Missionsländern. Heute sind uns nur noch die Sakramente geblieben. An die glauben wir noch. Der Missionsgedanke ist uns entschwunden.

Wachen wir auf! Es geht hier um Gott und Glauben. Die Unterstützung der Missionen ist keine Privatsache. Sie ist katholische Gottessache!

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

19. Jahrgang 15. Juni 1951, North Battleford, Sask. No. 9

Dies und Das

Auf Wiedersehn Mit dieser Nummer nimmt der Schriftleiter von seinen Lesern Abschied. Nicht auf Nimmerwiedersehn, sondern nur bis zum Herbst. Wenn der Marienbote dieses Mal in eure Häuser kommt, dann ist der Schriftleiter nicht mehr in Canada. Dann ist er in Rom. Zwei tüchtige Marienbotenmänner, die hochw. Patres Philipp Funke O.M.J. und Joseph Schneider O.M.J. werden den Marienboten inzwischen versehen. Wir brauchen uns also keinerlei Sorgen zu machen. Das Blatt ist in sehr guten Händen. Kann schon möglich sein, daß sich mancher Leser wünschen wird, der Bote bliebe immer unter der Leitung dieser zwei erfahrenen Oblatenpriester!

Der Schriftleiter fährt also nach Europa. Viel Geld muß er haben. Ja, den Priestern geht es halt gut. Die können reisen.

Das stimmt schon, lieber Leser, wir können reisen. Damals, als wir noch ganz jung waren und noch ganz nach dem heiligen Öl der Priesterweihe rochen, sagte man uns schon: „Du wirst also reisen. Mache dich sofort bereit. Laß dir von Vater und Mutter den letzten Segen geben, nimm Abschied, und fahre sofort nach Canada.“

Und wir sind gefahren. Widerrede gab es da nicht. Wir sind zu euch gekommen, und irgendwo hier in der weiten Prärie haben wir uns zum ersten Mal gegenseitig angeschaut. Wir, die neuen Priester aus dem „alten Land“ schauten auf euch, und ihr schautet neugierig auf uns. Bei euch Leuten war es nur Neugierde. Ihr wolltet wissen, wie der neue, junge Pater ausschaue, und wolltet hören, wie es bei ihm mit dem Predigen stehe. Uns war es damals anders zumute. Alles um uns herum war fremd. Keines eurer Gesichter kannten wir. Wir wußten nicht, ob ihr uns freundlich, oder ob ihr uns grob aufnehmen werdet. Blind auf Gott vertrauend stellten wir uns vor euch hin und begannen Gottes Wort zu predigen. Stellten uns an den Altar und begannen in eurem Namen und gemeinsam mit euch das Opfer des Neuen Bundes zu feiern. Fuhren in die Höfe ein und fingen an, uns mit euch über neue Kirche, über Hallenbauen, Bänke und Picnic zu streiten. Und als wir ein paar Jahre zusammen waren, da merkten wir Priester und Ihr Leute, daß wir uns gegenseitig sehr gern haben.

Wie gerne wir uns haben, merkte der Schriftleiter um Weihnachten 1950 herum, als ihm Befehl kam, seine Sachen zu packen und nach Rom zu

fahren. Er sollte längere Zeit dort bleiben. So ein Befehl ist schon eine Ehre. Man muß Ehrungen jedoch oftmals sehr, sehr teuer bezahlen. Das empfand der Schriftleiter, als er in jenen Tagen an all die verwitterten, rauhkehligen, nach Kirchenluft und andern Dingen ewig durstigen Joes und Johns, Pauls und Mikes, George's und Hans Peters dachte, und auch an die zehn- und mehrmal mütterlich und fromm breiten Catharinas, Marys, Magdalenas, Annas, die er jetzt auf einmal, und vielleicht gar für immer, verlassen sollte. Fremd war man gekommen — fremd kann man jedoch nicht mehr von hier gehen. Zum Glück ist dem Schriftleiter dieses erspart geblieben. Nur während der Sommermonate wird er sich in Europa aufhalten. Im Oktober ist er wieder hier, in der staubigen, sorgenreichen und doch so schönen Prärie.

In Rom hofft der Schriftleiter den Heiligen Vater wenigstens von weitem zu sehen. Den päpstlichen Segen wird er sich für Eltern, Geschwister, für alle seine Freunde und für jeden Marienbotenleser geben lassen. Sollte alles gut gehen, dann wird der Schriftleiter wohl auch am Gnadenort Unserer Lieben Frau von Fatima knien. Wir erinnern uns wohl noch der Erzählung vom Herrn Markus mit seinen vielen Sorgen?

Nachdem das alles erledigt sein wird, fährt der Schriftleiter nach Deutschland. Dann wird es etwas bitter werden. Des Herrgotts Gesetze sind leicht zu übertreten. Jedenfalls schickt uns Gott nicht gleich nach jeder Sünde seine Strafe. Er ist halt unser Vater, der gar lange verzeiht, warnt, droht und immer wieder vergibt. Mit den Menschen ist die Sache ganz anders. Deren Gesetze zu übertreten ist nicht so einfach. Die Strafe folgt sofort.

Da ist auch so ein Menschengesetz in unserer Welt, das den Schriftleiter von seinen alten, immer noch lebenden Eltern fern halten wird. Ganz in ihrer Nähe wird er sein, und kann doch nicht zu ihnen hin. Und sie dürfen nicht vom Platz, um ihren Sohn nach fünfzehn Jahren einmal wiederzusehen.

Das sind so unsere „menschlichen" Gesetze.

Jawohl, lieber Leser, wir Priester können reisen. Was sind das aber nur für Reisen?

Wie der Schriftleiter aller seiner Leser und Freunde an heiligen Orten gedenken wird, so bittet er, daß auch seine Leser ihn in ihren Gebeten nicht vergessen. Im Herbst sind wir dann — so Gott will — wieder zusammen.

Priestermonat Der Monat Juni ist immer wieder Priestermonat. Dieses Jahr hat der Bischof von Prince Albert, Sask., am 11. Juni in Battleford, Sask., drei junge Oblatendiakone zu Priestern geweiht, während vier unserer Patres ihr silbernes Priesterjubiläum feiern konnten. Die Neugeweihten sind die hochw. Patres Donald Cannon O.M.J. von Marquis, Sask., Bernard Engel O.M.J. von Regina, Sask., und Edward Hanus O.M.J. von Southey, Sask. Unsere Silberjubilanten sind die hochw. Patres Nikodemus Feist O.M.J., St. Josephsgemeinde, Winnipeg, Man., Alphons Schaller O.M.J. Goodsoil, Sask., Joseph Böning O.M.J., Barthel, Sask., und Johannes Bednarz O.M.J., Melville, Sask.

Grüne Saat und reife Frucht auf den Äckern Gottes sind sie, diese priesterlichen Männer mit dem Oblatenkreuz, deren Priesterfesttage wir diesen Juni begehen. Drei stehen am Anfang ihres Priesterlebens, vier andere schauen bereits auf fünfundzwanzig Jahre des Kampfes und des Bauens, der Enttäuschungen und der Hingabe an Gott zurück. Unseren Jubilanten ist schon längst bekannt, was die jungen Priester noch nicht wissen, ja nicht einmal für möglich halten, daß nämlich auch das Priesterleben mehr Härte als Süßigkeit, mehr in rauhester Erdenwirklichkeit als in rein geistigen Schönheiten verkörperte — Gnade ist.

Eigenartige Wege führt der Herrgott seine Priester. Als junger Gottesmann verspricht man seinem Herrn und Meister alles, und noch viel mehr. Den Martyrertod wünscht man für Gott erleiden zu dürfen. Und wenn dann das Leben kommt, dann wird man gemartert und gekreuzigt. Nicht seines Glaubens wegen, sondern ganz einfach, weil man Geld für Kirchenreparatur sammelt; weil man in der Predigt nicht hinreißend ist; weil man nicht schön singen kann; weil man nicht auf jeden Kirchenvater hört; weil man von dieser oder jener Schwachheit der Leute im Katechismus geredet hat; weil man — ja, und so gehen Kleinigkeiten endlos dahin. Und unter ihnen ist eine Sache, die wahrhaftig keine Kleinigkeit ist. Das ist die große Erkenntnis, mit der Gott uns zur Demut führen will: Daß nämlich auch der Priester — Mensch ist und an Menschlichkeiten leidet.

Priesterliche Güte ist eine der wundersamsten Priestertugenden. Die Menschen suchen nach ihr und finden sie auch in jedem reifen Priester. Prie-

stergüte ist nicht etwas, das schon angeboren wäre. Kein Mensch wird als Priester geboren. Priestergüte ist etwas, das sich langsam aus den vielen kleinen Kreuzen des Priesterlebens entwickelt. Je mehr man durchgemacht, nicht **allein** durchgemacht, sondern zusammen **mit Gott,** um so schöner entwickelt sich diese Tugend. Das große Wunder aber ist, daß diese Güte gerade aus der Erkentnis seiner eigenen Schwachheit emporwächst. Gott weiß ganz genau, warum er Menschen zu Priestern macht, Menschen, und nicht Engel, denen die Nöte des Erdenlebens fremd sind.

Wieviel könnte uns ein im Priesterdienst alt gewordener Gottesmann gerade über diese Dinge erzählen. Da sieht man immer wieder, daß Gott doch wirklich – ein Meister ist. Ein Meister, der aus schmutzigem Sumpf schönste Blumen hervorzaubern kann. Der die Sünde so leitet, daß sie eines Tages doch in Gnade sich verwandelt, die da laut mitzusingen beginnt das Lied der Heiligen von der großen Gottesliebe.

Gnade kann nicht jeder Mensch verstehen. Die Sünde ist jedem bekannt. Jeder sieht sie, und jeder beobachtet sie. Gott braucht sie ihm erst garnicht vor Augen zu halten. Darum läßt es Gott auch einfach so, daß man überall nur schwache Menschen sieht, auch in den Priestern. Schwache Menschen, wie ich und du und deine Kinder und alle andern Söhne und Töchter Evas sind.

Während das Leben langsam voranschreitet und Jahr nach Jahr von uns nimmt, bemerken wir, daß wir alle, die wir mit den gleichen Schwachheiten begonnen – doch nicht gleich geblieben sind. Die einen wurden Lumpen, die andern wurden gut und immer besser. Die einen kümmerten sich um nichts, nur um sich selbst, die andern hackten ein paar ihrer Schwachheiten vollständing aus und pflanzten Frömmigkeit, Gottesfurcht und Weisheit sich ins Herz. Sie wurden gut, und aus ihren Augen leuchtete etwas, das man auch so gerne haben möchte. Etwas, das doch viel Gewissensruhe und viel Freude – an Gott geben muß.

Das ist sie eben die menschenverwandelnde Gnade. Jene Gnade, die nur selten übernacht aus einem Sünder einen Heiligen macht. Die gewöhnlich ganz langsam voranschreitet, als wenn der Herrgott keinem einzigen Menschen weh tun wolle. Als ob er ihm nur ganz langsam das Sündigen abgewöhnen, ihn nur ganz langsam an das Kreuz der Tugend gewöhnen plane. So geht es mit uns Menschen. Je klarer wir das erkennen, um so freudiger sollten wir dem Herrn danken, daß er uns Priester gegeben, die Fleisch von unserem Fleische und Blut von unserem Blute sind. Die dasselbe – nur noch viel schwerer – durchmachen müssen wie jeder andere Mensch. Die uns deshalb auch tausendmal besser verstehen als irgend ein anderer Mensch in der Welt. Deren Güte deshalb auch tausendmal echter, selbstloser und ehrlicher ist als aller andern Menschen Güte.

Beten wir für unsere Priester, deren Freudentage wir diesen Juni begehen. Möge Gott sie leiten alle Tage ihres Lebens, und Maria ihnen immer Hoffnung und Erfüllung sein.

– Der Schriftleiter

„Euer himlischer Vater wird seinen guten Geist geben denen, die ihn darum bitten.“ (Luk. 21, 13.)

Es ist kein guter Geist als der gute Geist Gottes. Der Geist, der uns von dem wahren Gut entfernt, wie durchdringend, wie angenehm, wie geschickt er auch sei, uns vergängliche Güter zu verschaffen, ist ein Geist der Täuschung und Verführung, der in einen Abgrund führt. Des Geistes Amt ist es, zu der Wahrheit und zu dem höchsten Gut zu führen. Es ist kein guter Geist als der Geist Gottes, denn es ist kein anderer als der seinige, der zu ihm führt. Aber dem unsrigen müssen wir entsagen, wenn wir den Seinigen haben wollen. Selig ist der Mensch, der seine Lumpen wegwirft, um mit einem Feierkleid bekleidet zu werden, der seine eitle Weisheit unter die Füße tritt, um die Weisheit Gottes zu besitzen.

Fenelon.

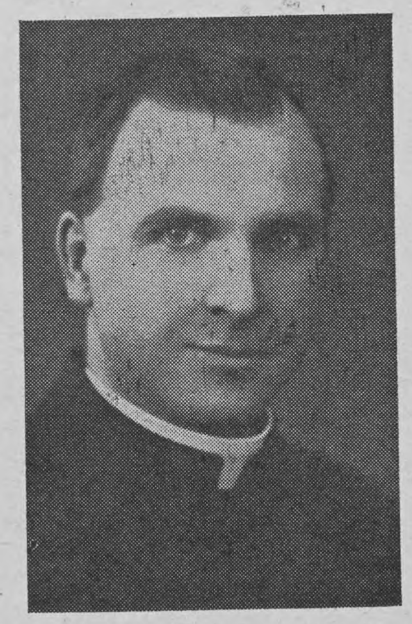
Rev. N. Feist O. M. J.

Fuenf und zwanzig Jahre Priester

von P. Phil. Funke O.M.J.

Unseren Priester-jubilaren,
Nicodemus Feist O.M.J.,
Alphons Schaller O.M.J.,
Joseph Böning O.M.J.,
Johannes Bednarz O.M.J.,
gewidmet.

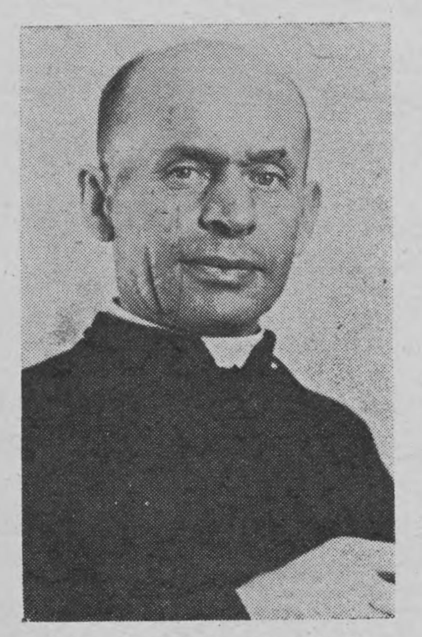
Lieber Leser! Um zu verstehen, was ein Silbernes Jubiläum bedeutet, denke zurück an den Tag deiner eigenen Silbernen Hochzeit (Ihr habt sie ja alle schon gefeiert, denn die welche jünger sind, lesen ja die „Our Family"). Ihr dachtet nicht, daß es so schnell kommen würde, aber da fingen sie alle schon an, heimlich vorzubereiten, und ehe ihr es dachtet, hieß es „fünfundzwanzig Jahre verheiratet". Und da kamt ihr wieder an den Altar, wie damals, und dachtet zurück an den Tag der „richtigen Hochzeit". Braut und Bräutigam, und das Herz voll mit den tiefsten Gefühlen, daß ihr es gar nicht ausdrücken, gar nicht verstehen konntet. Alles schon 25 Jahre her. Nach der Hochzeit: das eigene Heim, die eigene Farm, vielleicht weit weg von Eltern und Geschwister und Heimat. Arbeit und Sorge ums tägliche Brot, um den Aufbau der Familie, die langsam um euch aufwuchs. Auf einmal ist alles groß, das Bäby geht schon in die Schule, und heute bringen sie dir einen Silberkranz: dir und der Mutter. Gelt, das ging ans Herz. Aber siehst du: beim Priester ist es grade so. Da sind zwei Sakramente, welche die christliche Familie aufbauen: Das Sakrament der Ehe für die kleine Familie, und das Sakrament der Priesterweihe für die große Gottesfamilie, die heilige Kirche. Und der Priester hatte auch einen Hochzeitstag: der Tag der Priesterweihe, und seine Braut war die Heilige Kirche Christi, der er sein ganzes Leben, seine ganze Jugendliebe weihte, der er allein angehören wollte für Zeit und Ewigkeit. Und dem jungen Priester ging es auch wie euch, auch er mußte, wie die heilige Schrift sagt, Vater und Mutter verlassen und seiner „Braut" folgen, in der Kirche und für die Kirche arbeiten, und mit helfen das Haus Gottes auf Erden aufzubauen. Jeden Morgen am Altare vereinigte er sich mit seinem Heilande, und die Freude der Messe. vom Tage der Primiz an, durch alle Opfer und Mühen und Leiden und Enttäuschungen der Priesterseelsorge; half ihm, die Arbeit zu tun, für die Christus ihn auserwählt hatte. Dann kamen die Vaterfreuden, wenn er das Gottesleben durch die Taufe neuen Seelen mitteilen; und dann die jungen Seelen durch Katechismus und Erste Heilige Kommunion zum Heiland führen konnte. Mehr und mehr baute sich die Gottesfamilie aus: ein starkes Band der Pfarrliebe vereinigte den Priester mit dem ihm anvertrauten Seelen, er wurde der „Vater", er kannte seine Pfarrkinder und sie



Rev. A. Schaller O. M. J.

kannten ihn, er liebte sie und trug ihre täglichen Sorgen mit ihnen, in Armut und Not, durch Krankheit und Tod, wie nur der Priester Gottes es tun kann.

Und so, im reifen Mannesalter, schaut heute der Jubilar auf die Tausenden von Seelen für die er sich geopfert hat durch 25 lange und harte, aber auch glückliche Jahre; er schaut auf zum Heilande, der ihn geliebt hat, der ihn auserwählt hat Sein Freund zu sein und Seine Arbeit zu tun an den Seelen, für die Er gestorben ist. Er schaut auf die Kirche, die er geliebt hat vom ersten Priestertage an und der er treu geblieben ist wie der Bräutigam der Braut: dich nimmermehr zu verlassen, es sei in Kreuz und Krankheit und allerlei Widerwärtigkeiten, bis an mein letztes Ende — und er schaut in die Zukunft, und erneuert das „Eheversprechen" seines Primiztages, nochmals für 25 Jahre und darüber hinaus, bis zu dem Tage, wo der himmlische Hausvater ihn abruft, und er sich endlich ausruhen kann in der Gotteskirche der Ewigkeit.



Rev. J. Böning O. M. J.

Im Hause des Vaters sind viele Wohnungen, und im Weinberge Gottes vielerlei Arbeit, vom Meisten und Graben an, durch Pflanzen und Pflegen, Binden und Beschneiden der wilden Sproßlinge, Schutz der aufkeimenden Blüten gegen Frost und Unwetter, bis die reife Rebe bereit ist für den Tag der Ernte. Jeder Priester ist gleich nahe am Herzen des Heilandes der ihn berufen hat. Jeder erhält den selben Lohn in der Ewigkeit, aber verschieden ist die Arbeit eines jeden im steinigen Weinberg der Kirche. Jeder in seiner Art, wo er am besten paßt. Vier Jubilare haben wir heute: laßt uns kurz sehen, was sie beigetragen haben, jeder auf seine Art, jeder auf seinem Platz.

Farmerbub. In der Prärie, im Busch des Westens aufgewachsen, Farmersohn, pflanzte er zuerst die Farm seiner eigenen Seele an im Kollege zu Edmonton und an der Hochschule der katholischen Weisheit im heiligen Rom. Heimgekommen, übergab ihm die Kirche die heiligste und schwerste aller Arbeiten: die Erziehung junger Seelen zum Priestertum im Scholastikate zu Battleford. Nach langer und treuer Arbeit wurde er Pfarrer unserer schönen St. Joseph Gemeinde in Winnipeg: Farmer wie immer. Und mit ihnen und den Priestern, die er für ihren Beruf erzogen hat, wünschen wir unserem lieben P. Nicodemus Feist: ad multos annos.

Soldat. Aus dem Elsas, dem Land der starken Kämpfer, tritt unser junger Mann ein in die Armee Christi. Doch bald muß er seine Studien in Hünfeld unterbrechen. Vier Jahre dient er dem Vaterland im ersten Weltkrieg. Aber treu seinem himmlischen Feldherrn, kehrt er zurück zum Priesterberuf, und als Soldat Gottes geht er nach Canada. Kämpfer und Aufbauer, in St. Charles, in Regina, im Volksverein und Schrifttum des Westens, als Volksmissionar und Pfarrer in Prelate, Wilkie und Goodsoil: wir kennen und grüßen ihn alle, den Soldat der Gottesarmee, P. Alphons Schaller O.M.J.



Rev. J. Bednarz O.M.J.

Pionier. Mit den Einwanderern aus den Staaten kommt unser junger Mann nach Canada. Alle Pionierarbeit kennt er, und er arbeitet sich durch den Westen, bis ihn der Ruf Gottes zum Pionier der Kirche macht: spät aber gründlich. Schon älter geht er mit den jungen Studenten auf die Lateinschule. Ihnen ist er der „Dady", und den Namen bewahrt er durch die Seminarstudien hindurch. Als Priester bleibt er Pionier und „Dady", die ärmsten Pfarreien versorgt er, baut überall die erste Kirche, geht mit den Einwanderern in die ärmsten Plätze im Busch, arbeitet und hun-



Apostelfürst Petrus

Peter und Paul

Einst wollt ich dem Herrn eine Hütte baun,
einst wollt ich für ihn mit dem Schwert einhaun —
dann hat mich Furcht zu Fall gebracht,
ein Hahn schrie laut um Mitternacht.

Du, Paulus mein, schlugest mit Steinen ein
auf die Nägel in Seinem wunden Gebein.
O mein Verrat, o deine Hand,
wie abgrundtief sind sie verwandt.

Doch wurden wir heilig, durch Gnade auch,
wie traf uns verwandelnd der Feuerhauch!
Mich riß des Herren Trauerblick
und dich sein heiliger Glanz zurück.

Dann waren wir immer für Jesus wach,
dann stürzt ich kopfüber im Tod ihm nach,
dann beugtest du Stolzer dein Haupt —
dann hat uns der Himmel umlaubt.

J. Weinrich

gert mit ihnen und macht Farmer und Christen aus ihnen. In seiner kleinen und lieben Pfarrei Barthel, im ganzen „Busch" des Nordens, aber auch aus vielen Pfarreien der Prärie schauen hunderte von Einwanderern auf ihren „Dady" und wünschen ihm Gottes Segen zu seinem Jubiläum: dem Hochw. P. Joseph Böning O.M.J.

Gotteskind. Kurz grüßen wir noch den letzten unserer Jubilare: Pater Johannes Bednarz O.M.J. Als Pole kann er unseren Artikel nicht lesen, und so dürfen wir offen sprechen. Krank und halb erblindet, bei den verlassensten Seelen arbeitend, wird er überall als Heiliger Gottes angesehn, der auch die größten Sünder durch seine Priesterliebe zum Heiland bringt. Ihn brauchen wir nicht zu grüßen, wir wollen ihn nur um sein Gebet bitten, daß alle Priesterseelen ihm gleich werden.



Am 5. Mai starb im Osten Canadas der Hochwürdige Pater B. M. Heintze O.M.J. Gedenken wir seiner in unseren Gebeten!

Die Juli und August Number des Marienboten wird in einer Ausgabe erscheinen.

„Sonntagsarbeit ist Spreu"

Von einem Bauer.

Es war im Hochsommer. Ein frühreifer Getreideacker bereits abgeerntet, die Stoppeln umgebrochen und der Acker zur Winter-Rapssaat hergerichtet. Der Raps sollte nun gesät werden, aber als unser Vater Samstag abends vom Geschäft heimkehrte und den Raps säen wollte, ging ein so starker Wind, daß es nicht möglich war, denn der Wind hätte den leichten Samen nach allen Richtungen fortgeblasen. Die Sämaschinen kannte man damals bei uns noch nicht und säte alles breitwürfig mit der Hand. Am andern Morgen, Sonntags früh schon um 4 Uhr, nahm der Vater den Rapssamen, es war Windstille, kein Lüftchen regte sich, und holte die Arbeit, welche Samstag abend hätte geschehen sollen, nach. Eine Stunde später schon kehrte Vater nach getaner Arbeit wieder heim. Als er an dem Haus der Großmutter vorbeiging, rief ihm diese vom Stall aus zu: „Wo kommst du schon so bald her?" Wohl oder übel mußte Vater Auskunft geben und erklärte offen: Den Raps hab' ich gesät, den ich gestern abend säen wollte, jetzt war's windstill, jetzt ging's besser." „Sonntagsarbeit ist Spreu", sagte Großmutter nur, und ging wieder ins Haus.

Herbst und Winter gingen vorüber, es wurde Juni und der Raps reifte, ein schöner Raps, wie kaum einer im Fe'de stand, dies mußte auch Großmutter zugeben, nur fügte sie bei: „Er ist noch nicht im Sack." Die Ernte kam, abends spät, schon taufeucht, wurde der Raps gemäht, um das Ausfallen der Schoten zu verhindern. Einen heißen Sonntag sollte der Raps liegen bleiben und dann am andern Morgen, sobald er abgetrocknet, zur Einfuhr kommen. Der Wagen wurde hergerichtet, mit Tüchern ausgeschlagen, damit beim Laden ausfallende Körner nicht verlorengehen.

„Jetzt hab' ich den Raps aber bald im Sack, und die Großmutter hat falsch prophezeit", meinte der Vater. Der Tag war heiß gewesen — abends wetterleuchtete es. Wolkenballen stiegen hinter den Waldungen im Westen am Horizont auf. Ein starker Wind setzte ein, welcher sich nach Mitternacht zum Sturm steigerte. Regen fiel keiner, das Gewölk verzog sich gegen Morgen wieder, auch taufeucht war der Raps nicht geworden. Also, nichts wie eingespannt und den Raps geholt! Als wir mit dem gut eingemachten Wagen auf den Acker kamen, waren wir rein sprachlos, denn das Feldstück war leer, wie abgerecht. Der nächtliche Gewittersturm hatte den lufttrockenen Raps aufgerollt und in großen und kleinen Ballen über weite Äcker und Wiesenflächen Hunderte von Metern weit fortgewälzt. Wir gabelten das Rapsstroh, denn mehr war es nach dieser Katastrophe nicht mehr, notdürftig von all den Äckern und Wiesen her zusammen und führten es heim. Als wir an Großmutters Haus vorbeifuhren, rief unser Vater ihr zu: „Großmutter, du hast recht gehabt, „Sonntagsarbeit ist Spreu." Und diese Rapsgeschichte erzählte unser Vater immer, wenn irgendwo von der Sonntagsarbeit die Rede war.

Wandelt klug mit euren Mitmenschen, indem ihr eure Zeit wohl benützet! Eure Rede sei allezeit liebenswürdig und mit Salz gewürzet! Kol. 4, 6.

Gebet zum Bauern-Schutzheiligen

Heiliger Leonhard! Erhöre unsere Bitten, die wir voll Vertrauen zu dir richten! Komm uns zu Hilfe und befreie unser Vieh, unsere Pferde, Rinder und Schafe ,die unser irdischer Reichtum sind, vor allen gefährlichen Krankheiten und verderblichen Seuchen und höre nicht auf, für uns zu bitten, bis dich der allmächtige und barmherzige Gott erhört und die gegenwärtige Not von uns abwendet. Amen.

Als Gott in den Gerichtssaal trat

Von Maria Berchtenbreiter



Es ist schwer zu verstehen, warum so viele Menschen gern als Zuhörer in den Gerichtssälen sitzen, am Rande jener trüben Flut von Zank und Streit und Unzulänglichkeit. Wer das von Berufs wegen tun muß, bliebe viel lieber draußen; denn allmählich färbt das trübe ab, belastet das Gemüt, macht mißtrauisch und läßt überall nur Lüge und Selbstsucht wittern. Man muß schon einen ganz festen Glauben an die Menschheit haben, um unbeschadet einen Blick in die Tiefe zu tun. Einmal aber geschah es doch, daß ein Himmelstrahl zwischen zwei arme Schächer fiel, ein Hauch wie von einem fernen Orgelklang, der feierlich die Würde des Menschen wieder herstellte und die gestorbene Liebe auferweckte. Das war damals — als Gott in den Gerichtssaal trat.

Anfangs schaute es recht übel aus. Ein häßlicher Bruderzwist wurde durch die Fragen des Richters aufgedeckt, und dabei hatten die Zwei, die sich da verantworten mußten, schon angegraute Köpfe. Unheimlich ähnlich waren sie sich. Jeder lang und hager, mit einer großen Hakennase über einem schmallippigen Mund. Die Namen der Eisheiligen Servatius und Pankratius trugen sie. Und wie die Eisheiligen wirkten sie auch, zwar durchaus nicht heiligmäßig, aber so kalt bis ans Herz hinan, so tödlich erfroren in ihrem furchtbaren Bruderhaß. Nie wieder, so glaubte man, würde ein Blümlein Zuneigung aufkeimen zwischen den beiden.

Der Servat trug einen löcker gewordenen Verband um den Hals, der dort, wo er verrutscht war, blaue Würgmale zeigte. Auf der Stirn brannte ihm rot eine kaum verharschte Narbe. Der andere, der Pankraz, war der weitaus Stärkere, seine sehnige Kraft verriet sich in jeder Bewegung, auch war seine Gesichtsfarbe rot und gesund, während der Servat grau und abgeblaßt wirkte, als hätte er lange die freie Luft entbehrt. Und so war es auch. Er hatte vier Jahre im Zuchthaus gesessen. Die Liste seiner Vorstrafen war beschämend lang. Der rotgesichtige Pankraz aber war bisher unbescholten, ein ehrlicher, fleißiger Kleinbauer mitten im einsamen bayrischen Hochmoor. Aus jedem seiner stockenden Worte ging hervor, wie sehr er sich des Bruders, des Zuchthäuslers, schämte. Schrecklich muß er ihn gehaßt haben der Schande wegen, die er über den alten Hofnamen gebracht hatte. Und aus dieser Scham, aus diesem Haß heraus war er nun selber schuldig geworden. Seine Tat brachte jetzt auch ihn dem Zuchthaus nahe. Er hatte den Bruder, der nach verbüßter Strafe ins Moor heimkam, beinahe erschlagen.

„Du kannst nicht dableiben, Servat", hatte die Moorbäuerin gesagt. „Du mußt gleich wieder weiter. Gottlob, der Pankraz ist jetzt nicht da. Aber wenn er kommt und Dich findet, verschlagt er Dich, hat er gesagt. Das Hackl ist schon hergerichtet . . . ." Und dieses Hackl, das „schon hergerichtet" war, hielt der Richter, bildlich dargesprochen, immer wieder prüfend in der Hand. Er drehte es hin und her. Er legte es überhaupt nimmer weg; denn an diesem Hackl hing der Mord — der vorsätzliche Mord, der versucht worden war . . . .

Der Servat war nähmlich an jenem Abend nimmer weitergewandert. „Wo soll ich denn hin?" hatte er gesagt. „Mir steht meine Kammer bei euch zu. Ich bleib da." Und er war hinauf in seine Kammer gegangen und hatte sich in die kalten, unüberzogenen, roten Barchenbetten gelegt. Als er schon schlief, war der Pankraz heimgekommen. Der hatte den Schlaftrunkenen aus dem Bett getrieben. Und die Spuren jener Nacht im Moor trug Servat, der entlassene Sträfling, noch immer an Hals und Stirn.

Soweit war der wüste Film abgerollt, oft hatten die Menschen den Atem angehalten, am Journalistentisch waren die Bleistifte in ein rasches Kritzeln geraten — und immer übler hatte die

Sache hergeschaut für den Pankraz. Seine Roheit brannte den Zuhörern wie Feuer auf dem Herzen. „So darf man doch nicht sein zu einem Bruder, auch wenn er — im Zuchthaus gewesen ist . . . .“ flüsterte vernehmlich eine Frauenstimme irgendwo im Hintergrund. Aber das scharfe „Ruhe!“ des Richters verwies es ihr. Und der bebrillte Mann mit dem schwarzen Barett nahm sich jetzt den Pankraz wieder vor, er kniff ihn wie mit Zangen, er setzte ihm zu, daß langsam das rote, zornige Blut aus dem Gesicht des Moorbauern wich und er fahl wurde — fahl wie sein Bruder, der das halbe Leben im Zuchthaus verbracht hatte. Jetzt erst schien Pankraz, der Bauer, zu begreifen, was er angerichtet hatte — und was ihm bevor stand. Da streifte ihn immer öfter sein Bruder Servat mit einem seltsamen Blick, als wollte er sagen: Siehst es jetzt? So schnell kann es gehen mit dem Zuchthaus, so schnell . . .!

Eine lähmende Stille entstand. Der Richter schaute mit gerunzelter Stirn vor sich hin. Dann wechselte er ein paar halblaute Worte mit dem Rechtsanwalt. Wer zunächst stand oder saß, konnte es hören: sie berieten über die Zuständigkeit des Gerichts. Mordversuch! Darüber ein Urteil zu fällen, ging über die Befugnisse des kleinen Amtsgerichts hinaus. Der Fall gehörte vor das Sondergericht. Und was das in jener wilden, schonungslosen und rasch richtenden Zeit bedeutete, wußte jeder. Auch die zwei Brüder schienen instinktiv zu ahnen, was dort hinter dem Richtertisch besprochen wurde. Der Pankraz erzitterte wie ein Baum, der die Axt spürt. Und auf einmal standen die Brüder Aug in Aug und hatten sich doch bisher mit den Blicken gemieden. Der Pankraz schaute den Servat an — der Servat den Pankraz. Noch wehrte sich im Gesicht des Moorbauern ein letzter verzweifelter Trotz gegen die eiskalte Angst. Aber der Servat lächelte in sich hinein, als wollte er sagen: O mei, Mensch! Der Trotz, der hilft dir gar nichts. Den hab ich auch gehabt, den gleichen Trotz. Aber den treiben sie dir aus — im Zuchthaus. . . .

In diesem Augenblick wandte sich der Richter an Servat, kurz angebunden, fast schon abschließend: „Sind Sie wirklich überzeugt davon, daß Ihr Bruder Sie — — töten wollte?“

Man hätte eine Stecknadel fallen hören, so still war es. Auch der naivste Zuhörer begriff die

* * *

„Es gibt Naturen, die an den Widerständen zerbrechen und welche, die an ihnen zu Dämonen werden.“

* * *

Bedeutung der Frage. Und jedermann erwartete das triumphierende „Ja“ voll gesättigter Rache, das Ja, das für lange Zeit einen Platz freimachen würde auf einem kleinen Hof im Moor, das Ja, das einem Ausgestoßenen die Heimat wiedergeben würde ein Dach überm Kopf, ein Bett in einer stillen Kammer . . . Der Richter räusperte sich ungeduldig. Aber Servat schaute immer noch seinen Bruder Pankraz an. Um zwei verkniffene Münder zuckte es leicht. Und dann war er da, der große Augenblick — als Gott in den Gerichtssaal trat . . . .

Keine Tür öffnete und schloß sich hinter dem lautlosen Fuß des Eintretenden. Unsichtbar nahte er sich. Aber jeder verspürte den Geist, der da weht, wo er will. Denn Servat, der Zuchthäusler, sagte: „Nein, Herr Richter, das glaub ich doch nicht. Im Ernst hat er mich gewiß nicht umbringen wollen, der Pankraz. Wir haben halt gerauft miteinander — wie früher als Buben. . . .“

Das graustoppelige Sträflingsgesicht war seltsam erlöst und zufrieden. Schier ungeduldig lächelte der Servat den Richter an und schob den Verband über den Würgmalen zurecht. Nur die Narbe auf der Stirn leuchtete. Und auf diese Narbe starrte der Richter unverwandt, zweiflerisch, mit schiefgeneigtem Kopf, und die skeptischen Falten von den Mundwinkeln vertieften sich bitter und weltverachtend. Noch immer war fast kein Atem im Raum. Aber der Servat redete weiter, ganz frei und spielerisch: „Unter Brüder soll sich halt niemand hineinmischen — niemand — auch kein Schandarm . . .“

Da ging leise aufrauschend ein schüchternes Lachen durch den Saal, zwar noch recht gepreßt und seiner selbst nicht ganz sicher, aber halt doch schon ein Lachen, das die tödliche Beklemmung lokkerte. Zwei Eisheilige waren aufgetaut. Und unter dem erlösten Lachen der Menschen wehte das Zarte, Hauchende, das alle Herzen lind gestreift hatte, wieder dorthin zurück, von wannen es gekommen war.

Der Moorbauer Pankraz erhielt eine Gefängnisstrafe von etlichen Monaten. Er ist schon längst wieder daheim. Oft geht er mit seinem Bruder Servat zum Torfstechen, schweigsam, aber in einer guten Eintracht, die keiner Worte mehr bedarf.

Erinnerungen aus dem Hl. Jahr

von Hieronymus Peregrinus

An heiligen Schreinen.

Es tut mir leid, daß ich nicht nach Fatima gekommen bin. Es wäre so leicht gewesen. Hätte nur mit jener Schiffartslinie verhandeln sollen, die zwischen New York und Portugal regelmäßigen Verkehr unterhält. Ihre Dampfer verweilen jedesmal 5 Stunden im Hafen von Lisabon. Das gibt den Reisenden die nötige Zeit für einen Abstecher mit dem Autobus zum neuesten Marienheiligtum. Leider fand ich all das erst bei meiner Rückfahrt nach Amerika heraus und da war es zu spät. Die hl. Stätten, die hier in der Folge erwähnt werden, liegen alle an der Bahnlinie von Süd-Italien nach Paris und sind verhältnismäßig leicht zu besuchen.

Rom will ich hier nicht wieder erwähnen. Man wandert dort überall auf hl. Boden, der vom Blut der Glaubenszeugen durchtränkt ist. Hatte gehofft, vor meiner Rückfahrt im Juni den Sarg des hl. Petrus zu sehen. Deutsche Blätter hatten die Möglichkeit dazu in Aussicht gestellt. Die Ankündigung war aber verfrüht. So konnte ich wieder nur im Petersdom den allzeit blanken Fuß der Petrusstatue küssen und an der Confessio Petri vor dem Hochaltar, wo es in die Krypta (Unterkirche) hinunter geht, um Stärke im Glauben beten. Am Grab des seligen Pius 10. fand ich die Bestätigung dessen was schon des öfteren berichtet worden ist. Es fehlt nie an frischen Blumen und die brennenden Kerzen gehen niemals aus.

In Neapel verehrt man das Blut des hl. Januarius, des himmlischen Schutzpatrons der Stadt. Schon war ich an den Mauerresten des Amphitheaters vorbei gefahren, wo der hl. Martyrerbischof den Tod erlitt. Nun stand ich in seiner wundervollen Seitenkapelle im hohen Dom. Hier wird sein Kopf aufbewahrt. Sein Blut nimmt sich aus wie Pulver oder Staub in den Glasfläschchen, die unsern Meßkännchen ähnlich sehn. Zweimal im Jahre wird dieses Blut flüssig und schäumend wie frisch vergossenes Blut, an seinem kirchlichen Fest und am Jahrestag seines Martertodes. Beide bringen jedesmal einen Riesenauflauf des Volkes mit sich. Eine Verzögerung oder das Ausbleiben des Wunders soll stets auf göttliche Strafgerichte durch vulkanische Gewalten hindeuten.

In Turin fand ich zwei Institute, wo Massenglück und Massenelend nahe bei einander wohnen. Junges Leben tobt sich aus in Don Bosco's Knabenheim. 600 Jungens lernen dort ein Handwerk in der Buchbinderei, Schreinerei oder in mechanischen Werkstätten. Alle zusammen singen frühmorgens in der großen neuen Kirche bei der hl. Messe. Drei Priester müssen sich zusammentun, um ihren Andrang zur Kommunionbank zu bewältigen.

Nur wenige Minuten von der Boystown liegt die „piccola casa" des hl. Cottolengo. „Häuschen oder kleines Heim" ist es mal vor vielen Jahren gewesen. Heute hat es sich ausgewachsen zu einem Gebäudekomplex, der 8,000 Arme und Verlassene beherbergt. Die Schwestern sind für 17 Abteilungen von Menschenkrüppeln ausgebildet, um allen möglichst wirksam zu helfen. Alle Sorten Kranker und Elender sind ihrer Sorge anvertraut; Wasserköpfe, Schwachsinnige, Verrückte. Ei, dachte ich, als ich durch die weiten Räume schritt, welches Übungsfeld für mercy-killers! Hitler und Genossen würden hier voll Wollust eine Menschenschlächterei anfangen. Die Schwestern denken natürlich an eine solche Radikallösung nicht. Ihnen sind all die armen Opfer buoni figli und buone figlie; liebe Kinder!

So finden sich in Valdocco (Vorstadt von Turin) in Wahrheit Massenglück und Massenelend nebeneinander. Der Plan zu beiden Instituten wurde von hl. Priestern ersonnen und in die Tat umgesetzt. Was hatten sie an menschlichen Mitteln? Keinen roten Heller. Aber um so mehr hatten sie flammende Liebe und unendliches Gottvertrauen. Und die leben heute noch in denen, die ihr Werk weiter führen, und daß sie nie versagen, dafür sorgen die hl. Gründer deren Leiber in glanzvoller Aufmachung als Unterpfand himmlischen Segens in ihren Kirchen ruhen. Frag die Schwestern, wer all ihre Armen und Hungrigen versorgt. Sie haben nur eine Antwort: La divina Providenza. Sie wis-

sen selber nicht, wie es möglich ist. Sie teilen aus mit Herz und Händen, und wie einst Don Bosco's Brotkörb geheimnisvoll immer wieder voll wurde, so füllen sich heute immer wieder die Behälter in ihrer Mühle und Bäckerei, ihre Koch- und Waschkübel in Küche und Wäscherei.

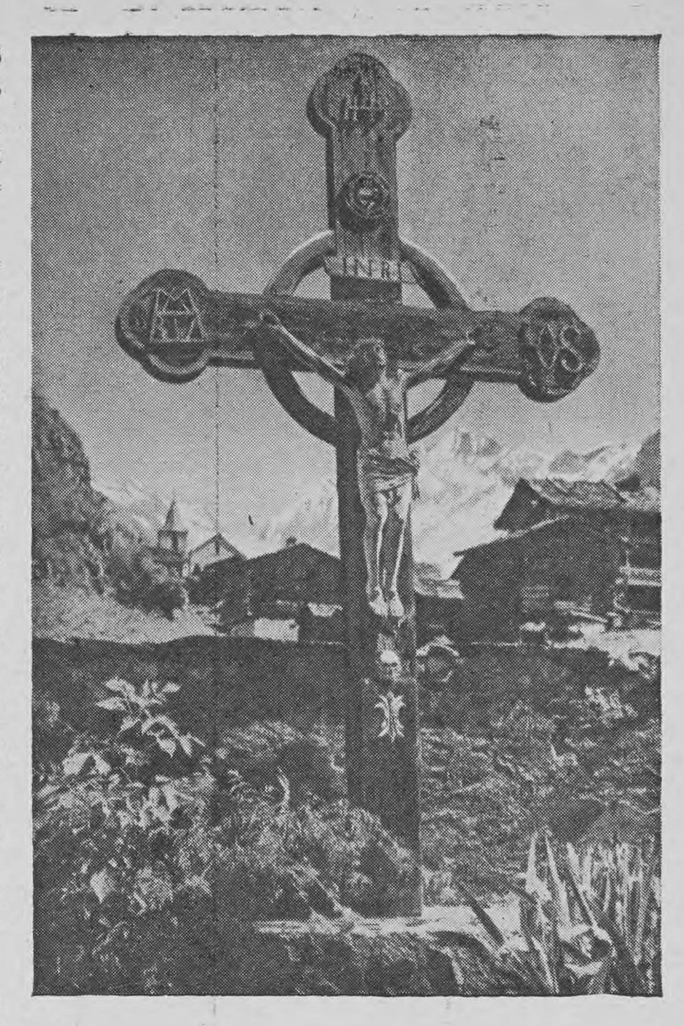
Nicht minder lebt in beiden Häusern die flammende Liebe und Berufstreue eines Don Bosco und Cottolengo weiter. Die Boystown-Patres nahmen mich mit in ihren Speisesaal. Einfache und kräftige Mahlzeiten wurden serviert. Rotwein stand auf dem Tisch. Er schmeckte bei weitem nicht wie der Frascati und die Lacrimä (Tränen) Christi, die ich in Süditaliengekostet hatte. Die Patres gaben es gerne zu und bezeichneten ihren Trank als Lacrimä peccatorum (Armsünderwein). Dabei sprudelten sie über von Witz und Freundlichkeit.

Und die Cottolengo-Schwestern? Es war ein Schauspiel, sie inmitten ihrer Krüppel und Narren, ihrer blinden und taubstummen Kinder zu beobachten. Wie sie mit ihnen redeten und scherzten und sie aufzuheitern suchten! Keine Mutter könnte es ansprechender tun. Geradezu erschrocken war ich, eine blutjungeSchwester unter älteren Narren tätig zu sehen. Um sie herum ein unentwirrbares Gegrinse und Gekröhle. Und sie wollte ihr Lebtag unter diesen Irren sich opfern? Mir lief ein Schauer durch die Glieder.

Der Gesamteindruck der Anstalt ist überraschend gut. Die Räume sind freundlich und sauber; die Insassen bestens versorgt. Die technische Ausrüstung in Küche und Keller erreicht nicht grade den modernsten Stil, ist aber überaus praktisch und wirksam. Eine protestantische Ärztekommission aus Indian hatte kurz zuvor zu einer Besichtigung vorgesprochen; sie kam aus dem Staunen nicht heraus. Und so ging es mir.

In der Boystown lebte man gerade in der Vorfreude über die kommende Seligsprechung des 15-jährigen Dominico Savio. Ein Schüler des hl. Don Bosco, hat er in so jugendlichem Alter den Gipfel der vollkommenen Liebe erklommen. Wir fragen uns, wie es möglich war; so fragen sich die Salesianer; so fragt sich Rom. Aber die Wunder, die er vom Himmel aus wirkt, beweisen die Macht seiner Fürbitte an Gottes Thron.

Savio ist eine der schönsten Früchte der Salesianischen Erziehungsmethode. Sie verbindet väterlichliebe Behandlung mit oftmaliger Beicht und glühender Andacht zum Eucharistischen Jesus und



Seiner Hl. Mutter. In der alten Kirche zeigte mir ein Pater die Stelle, wo Savio bei seinen privaten Frömmigkeitsübungen zu knien pflegte. Es war stets die Ecke der vordersten Bank beim rechten Seiteneingang. Warum? Die Entfernung von hier zum Tabernakel war dieselbe wie zur Muttergottes-Statue am Nebenaltar. „An dem Platz", pflegte er zu sagen, „bin ich der hl. Jungfrau genau so nahe wie dem Herrn im Sakrament." Einmal fand ihn Don Bosco nach sechsstündigen Suchen in Verzückung hinter dem Hochaltar. Am 3. März wurde er heilig gesprochen.

Von Turin bringt einen der Zug über Modane (ital. frz. Grenzstation) durch herrliche Hochgebirgspartien nach Lyons. Auf französischer Erde angekommen, winken wir nach rechts ins Bergland hinüber, das der hl. Franz von Sales († 1622) und die hl. Chantal († 1641) durch ihr vorbildliches Wirken geheiligt haben. Schade, daß die Zeit

nicht reichte für Annecy, wo beide im Kloster der Heimsuchung beerdigt liegen.

Von Lyons zog es uns hinaus nach Ars, dem Arbeitsfeld des hl. Pfarrers Johannes Vianney († 1859). Wir reisen gemütlich an einem kalten Sonntag Morgen im Omnibus. Unser Heiliger ist die Straße oft in entgegengesetzter Richtung zu Fuß gewandert; bisweilen, um in Notre Dame de la Fouvriere die selige Pauline Jaricot zu sehen, die Gründerin des Missionsverein für die Bekehrung der Heiden. In Ars erinnert das Waisenhaus von der Vorsehung an ihn; weit unten im Feld das Denkmal „von der Begegnung.“ Es war nebliges Wetter, als er von Bally kommend als neu ernannter Pfarrer über die Hügel stieg und das Dorf nicht sehen konnte. So fragte er einen Hirtenbuben um Bescheid. Die Stelle, wo er es tat, ist mit einem Denkmal gezeichnet. In der Basilika steht ein prachtvoller Leichenschrein mit Vianney's Gebeinen. Der Klerus der ganzen Welt hat zu seiner Herstellung beigetragen. Ein wahrer Schatz ist das Haus, das er einst bewohnte. In der Küche steht noch der Kartoffeltopf mit armlangem Stiel, worin er seine Quellkartoffeln kochte, so daß sie langten für die ganze Woche. Das Schlafzimmer zieren die Bilder seiner Schutzheiligen, zu denen er aufseufzte, so oft der Teufel ihn erdrosseln wollte. In der Ecke steht das Bett, das Satan ihm in Brand steckte. Daneben an der Wand bannen dich die schaurigen Blutspuren von seinen fürchterlichen Selbstzüchtigungen. Er gab nämlich großen Sündern keine Buße auf. „Was fehlt“, sagte er, „werde ich am eigenen Leib ersetzen.“ Er kannte darin keine Grenzen. Ein dritter Raum birgt in Glasschränken die gottesdienstlichen Gewänder, die er getragen. Auch seine Kleider sind da: Sein Hut, sein Priesterrock, sein Prälatenkittel, den er einmal öffentlich versteigert hat; die Bauernstiefel, auch diejenigen die er im Grabe angehabt; die armselige Blechlampe mit dem Kerzenstumpf, der ihm des Nachts auf dem Weg zum Kirchlein vorangeleuchtet. Eine gewisse Mademoiselle Descombes, die schon manchen Fremdling für Gottes Lohn umhergeleitet, erklärte mir alles mit erquickender Freundlichkeit. Es lebt niemand mehr, sagte sie, von denen, die den Cure gekannt haben könnten. Aber das lebende Geschlecht, versichert sie, hat von Eltern und Großeltern manche staunenswerte Erinnerungen an den hl. Priester mitbekommen. Ihre eigene Großmutter hat gelegentlich Schwierigkeiten vor der Beicht empfunden und wußte nicht recht, was sie tun sollte. Der Beichtstuhl war wie immer umlagert. Plötzlich geht die Tür auf und der Pfarrer ruft sie zu sich hinein. Spielend löszte er ihre Schwierigkeitn.

Nachmittags um 3 Uhr war ich von meinem Ausflug schon wieder zurück in Lyons. Es gab mir die Gelegenheit, den Abendzug nach Paray-le-Monial zu nehmen. Wer kennt es nicht, das schöne Landstädtchen, das die Braut des Herzens Jesu in seinen Mauern beherbergte! Es hat viele Klöster und Kirchen, villeicht zu viele für seine 7-8000 Seelen. Ob man den Ordens- und Seelsorgsklerus, der hier aufgehäuft zusammen wohnt, nicht irgendwo anders vorteilhaft einsetzen könnte?

Montag morgens um acht Uhr stand ich in der Alacoque Kapelle. Im Augenblick als ich sie betrat, schritt gerade ein Priester im Meßgewand durch die Communionbank zum Altar, wo die Reliquien der hl. Margaret Mary aufbewahrt werden. Er hatte keinen Meßdiener bei sich; so schritt ich geradewegs auf ihn zu, um ihm auszuhelfen. Wie glück-

Priester

Du duldest, leidest, ringst
Um jede Menschenseele,
Für die ein Gott
Zur Erde kam und starb.
Und nach Kalvaria
Geh'n deine harten Wege,
Bist du ein Ruf aus dem,
Du hälst das Leben in geweihten Händen
Die sollen reiner als
der Neuschnee sein,
Dem göttlichen Gesetz
Bist du zutiefst verhaftet,
Es nehme klar dein ganzes Leben ein.
Verpflichtet bist du
Jedem Menschenbruder,
Des Meisters Wort
ist ehernes Gebot.
Nicht eine Form.
So hat Gott entschieden:
Wer mir nicht folget,
der ist“ tot!

lich das mich machte! Es brachte mich in nächste Nähe der Heiligen. Unmittelbar vor mir, in der Höhe des Tabernakels, liegt sie aufgebahrt und in aller Ruhe konnte ich rings umher die lieblichen Umschriften einsaugen, die die Versprechungen des göttlichen Herzens an die Auserwählte verewigen.

„Ich benutze dich als Werkzeug, um die Menschen meiner Liebe zu gewinnen."
„Ich werde siegen über den Widerstand aller meiner Feinde."
„Wenn du glaubst, wirst du die Macht meines Herzens erfahren."

Von drinnen, hinter dem leicht verhängten Gitter her, drangen die Stimmen der Chorschwestern auf mich ein. In der ungeheizten Kirche recitierten sie das hl. Officium (Chorgebet) so klar und flehentlich und, ach, so langsam mit solch langen Asteriscuspausen. So ganz anders als man es im Canadischen Westen gewöhnt ist! Eine Reihe von „Außenschwestern", die die Klostergeschäfte mit der Welt besorgen, standen umher, offenbar um fremde Pilger zu bedienen. Ich fragte eine nach dem Altar, wo der Heiland sich Seiner Dienerin gezeigt. Es ist der jetzige Hochaltar. An die sogenannten „großen Erscheinungen" denkend fuhr ich fort: Es war vier mal, daß Er sich offenbarte? O nein, erwiderte sie, 72 mal! Also in ähnlicher Weise, wie die Rosenkranzkönigin sich in unseren Tagen der Lucia von Fatima kundgegeben hat. Es fing an mit sechs aufeinander folgenden Gesichten von Mai bis Oktober 1917. Und jetzt, da Francesco und Jacinta gestorben sind, spricht sie immer wieder mal zur Lucia allein.

Die ex-votoes (zum Dank errichtete Marmortafel an den Wänden) schienen mir nicht in das Ganze hinein zu passen. Sie kamen mir zu individualistisch vor. Ausrufe und Seufzer persönlicher Frömmigkeitsgefühle in diesem internationalen Heiligtum, das doch gemäß der Herz Jesu Botschaft **allen** Völkern ohne Ausnahme zugehört? Ich fand es anmaßend und abstoßend zugleich. Auch sonst fand ich die Kirche, einerseits so anheimelnd, niedrig und lieb, zu dunkel und durch ein Übermaß von Fahnen verunstaltet. Einige Blocks entfernt türmt sich die La Colombiere Kirche als das direkte Gegenteil. Sie kam mir zu hell und schmucklos vor. Und des Seligen Gebeine, der einmal Alacoque's Seelenführer gewesen, spreizen sich in einem Glaskasten auf dem Seitenaltar, als wären sie auf's geradewohl durcheinander gewürfelt. Da liegen sie, sein Schädel, seine Arme und Beinknochen, fast ehrfurchtslos umher. Wie doch die Menschen überall nach der goldenen Mitte suchen, ohne sie je zu finden!

Ich war erkältet und müde am 31. Januar und dachte schon daran, Nevers zu überspringen und über Paris und Herbesthal geradewegs an den Rhein zu fahren. Da spielte mir, wie mir scheint, der Liebling der Immaculata einen Streich. Der Morgenzug von Paray fuhr mit halbstündiger Verspätung ab und verpaßte in Moulins den Anschluß nach Paris. Die unvermeidliche Folge davon schien ein erzwungener und unliebsamer Aufenthalt zu werden. Es war ein kalt-schneeiger Wintertag, und schon fragte ich mich, wie ich wohl die so langen



Stunden am besten totschlagen könnte. Als ich jedoch den Fahrplan studierte, fand ich zu meiner Überraschung, daß nach vierzig Minuten ein Bummelzug nach Nevers abgehen würde. Ich sah darin einen Wink der hl. Bernadette, die mich nach Besuch so vieler Heiligengräber offenbar auch an dem ihrigen haben wollte. Bald kam ein Diesel-Triebwagen angerattert und Punkt 12 Uhr war ich in Nevers. Hier war es, wo Bernadette 8 Jahre nach ihren Schauungen in Lourdes ihr Klosterleben aufnahm und sieben und dreißig jährig in hl. Liebe vollendet ihr Leben beschloß.

Ich lief einem Priester in die Arme, der mir den Weg zum Monasterium erklärte. Bald schon sah ich einige Schwestern im wohlbekannten Schleier der Seligen umherwandern. In der Kirche fand ich im rechten Seitenschiff das Ziel meines Suchens, den Leib der hl. Seherin. Er hatte 46 Jahre im Grab gelegen, ohne die Verwesung zu schauen. Seit dem 18. Juli 1925 schlummert er nun hier, so ganz wie er gewesen, der Auferstehung entgegen. Das Gesicht der Alacoque in Paray fällt auf durch seine längliche Rundung, seine feine Nase und vornehmen Züge. Das der Bernadette ist eher breit und kreisförmig gebaut, aber wie das andere unaussprechlich edel. Es ist, so wie ihre Hände, mit hauchdünnen Wachs überzogen. Aus ihrem Heimatsort hatte sie einmal nur einen kleinen Schatz mitgebracht, ein kleines Stück von dem Stein aus der Grotte, worauf der Unbefleckten Fuß geruht. Alles andere, was sie mitnahm, war Elend, Asthma, T.B., an deren Folgen sie unerwartet schnell gestorben ist. So hatte es ihre himmlische Gönnerin ja versprochen, und es steht in großen Goldbuchstaben um den oberen Rand ihres Sarkophages eingemeißelt: „Ich werde dich glücklich machen nicht auf Erden sondern in der andren Welt.“ Ihre Mitschwestern „Von der Liebe und dem Christlichen Unterricht“ scheinen eine Art Ehrenwache an ihrem Sarg zu halten. Jede halbe Stunde lösen sie einander ab und beten den Rosenkranz. Die Kirche ist fast zu einfach und anspruchslos. Jedoch belehrte mich ein Opferstock für milde Gaben an einem der Pfeiler, daß man ihr eine Basilika zu bauen gedenkt. Als ich mich zum Fortgehen wandte, war ich herzlich froh, daß Bernadette mir am Morgen den schönen Streich gespielt.

Eins hat mich erbaut an den Heiligenschreinen, die ich besuchte. Man hat sie, wo immer möglich, so gelassen wie sie als Wirkungsstätten jenen gedient haben, deren Überreste sie heute in ihrer Mitte bewahren. Es ist dem Vorstellungsvermögen eine große Hilfe, sich in die Zeit dieser Helden zurück zu versetzen. In Ars ist ein Spruch des hl. Cure an der Wand zu lesen: „Zerstört nicht die Kirchen, wo Heilige gewirkt haben.“ Im Gedanken an diese Warnung hat man wohl das armselige Gotteshaus, das er bei seiner Ankunft in jenem Ort übernahm, nicht abgebrochen, sondern zu einer Basilika erweitert. Das Chor hat man beseitigt und das neue Hauptgebäude so dran gehängt, daß die alte Kirche den Eingang bildet. Diese Verbindung stellt nun nicht gerade eine erstklassige Lösung dar. Andrerseits ermöglicht sie dem Besucher sich lebendig in die anfängliche Lage des hl. Priesters hinein zu fühlen. Selbst mit den von ihm geschaffenen Erweiterungen (den Seitenkapellen des hl. Täufers und der hl. Philomena) muß das Kirchlein eine erbärmliche, licht- und freudlose Hütte gewesen sein. Sie kann weder auf ihn noch auf seine Herde irgendwelche Anziehung ausgeübt haben. Und gerade dort hat er sein wunderbares Dasein gelebt. Hat es durch seine erhabene Gottesfreudschaft zum Sammelpunkt für Hunderttausende emporgehoben. Der Beichtstuhl, den er für die Frauen benutzte, mag ihm noch ein wenig Bequemlichkeit gewährt haben. Der arm-

Die Kirche

Sie ragt inmitten enger Häuser hoch
Mit dem bekreuzten Turm in wolkig Blau.
Sie bringt die Weihe und den Himmelstau,
Der durch Jahrhunderte die Stadt aufzog.
Sie hat Geschwister überall im Land,
Die kleiner ragen, größer, neu und alt,
Ehrwürdig mit der Dächer bunt Gefalt,
Tönend vom Gotteslied ihr Steingewand.
Durch alle Länder, die die Erde hat,
Durch alle Städte, die sie üppig trägt,
Durch alle kleinen Dörfer, die sie hegt,
Hier mündet jeder guten Seele Pfad.
Sie ist der Palast Gottes, der da litt
So arm wie keiner von uns, Sinn vom Lohn,
Wenn wir durchschritten dieser Erde Fron
Ihm nach, der für uns alle weisend stritt.

J. J. Nußpickel.

selige Kasten für die Männer in der alten Sakristei kann nur ertötend wie ein Schraubstock auf ihn gewirkt haben.

Auch in Nevers hat das Gefühl der Ehrfurcht über den Drang zu radikaler Änderung gesiegt. Schon glaubte ich meinen Besuch beendet. Da fiel mir ein, daß Bernadette's strenge Lehrerin und Novizenmeisterin, die General's-Tochter Vausouz, irgendwo im Kloster begraben sein muß. Hätte gern ihren letzten Ruheplatz gesehen. So trat ich in das Büro der Andachtsgegenstände, um nach Bernadette's ursprünglichem Begräbnisplatz zu fragen. Hoffte so das Grab der Vausouz aufzufinden. Das Ergebnis war überraschend. Bernadette, so hörte ich, war mit besonderer Erlaubnis der kirchenfeindlichen Behörden im Garten des Klosters beigesetzt worden. Schwester Vausouz' Leichnam war wie alle andern zum Stadtfriedhof überführt worden. Zum Ersatz für meine Enttäuschung bot man mir an, mir Bernadette's Kranken- und Sterbezimmer zu zeigen. So führte man mich ins Kloster hinauf, in jenen weiten und hohen Gang, auf den alle Krankenzimmer der Schwestern hinaus gehn. In der Mitte des Korridors öffnete meine Begleiterin eine Tür. Hier war es, wo Bernadette gelitten und eines Tages schnell und unerwartet aus dem Leben schied. Sie teilte den Raum mit zwei andern Schwestern und beschäftigte sich mit Handarbeit, in der sie sehr geschickt gewesen sein soll. Plötzlich übermannt sie einer ihrer Asthmaanfälle. Sie schleppt sich in ihren Sessel, der heute noch dasteht; breitet ihre Arme weit aus einander und ruft: O Gott, ich liebe dich, ich liebe dich. Und dann fügt sie bei: Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für mich Sünderin — mich Sünderin — und gibt ihren Geist auf. Dean Peyramal, den der Film in letzter Stunde an ihr Krankenlager eilen läßt, war zwei Jahre vorher gestorben. Die Schwester betonte diese Ungenauigkeit. Auch hatte sie gar manches an Werfel auszusetzen, der im Kloster viele Einzelheiten aufzulesen suchte, sie aber nicht immer richtig ausgelegt hat. Im Sterbezimmer wird jetzt täglich die hl. Messe gelesen. Aber an der Wand, dem Altare gegenüber, steht ihr Liegestuhl, der ihr als Sterbestuhl gedient. Und gleich nebenan steht ein Schränkchen mit ihrem Rosenkranz, ihrem Bügeleisen und anderem mehr.

In ähnlicher Weise hat man die Wohnräume des „Bubenkönigs" Don Bosco in Turin unberührt gelassen. Sein Wohn- und Sterbezimmer stehen da wie er sie im Tod verlassen. Sie gewähren heute noch einen schönen Anblick auf den Spielplatz seiner Jungens. Oft soll er oben gestanden und ihnen zugeschaut haben. Wir schritten auf die enge Verandah hinaus und folgten seinen Spuren an der Wand entlang zur großen Treppe hin, die vom ersten Stock zum Lichthof auf ebener Erde führt. Wie oft ist er sie auf und ab gegangen? Unten an der letzten Stufe erwartet ihn eines Abends Grigio, der Wunderhund, der so oft sein Leben schützte und die Mordabsichten tollwütiger Feinde vereitelte. Alles hat man so gelassen wie er es 1886 bei seinem Heimgang in den Himmel verließ. Auch den Kreuzgang im Hof mit den Beichtinschriften an der Wand, dem Brunnen, und dem großen Brustbild seiner frommen Mutter. Mehr als alles brachte mich ein alter Pater mit ihm in Berührung, der einzige Überlebende, der noch als Student den König der Jugend persönlich gekannt hat.

Neapel, Turin, Ars, Paray-le-Monial und Nevers: der Entschluß sie zu besuchen war mir langsam heran gereift. Er ist aus dem Studium ihrer Heiligen herausgewachsen. Schließlich stand er als ein Hauptpunkt auf meinem Reiseprogramm. Seine Ausführung mußte man sich auf lange Sicht und mit Genauigkeit zurecht legen. Eine Vernachlässigung der Einzelheiten wäre mit zuviel Verlust an Geld und Zeit verbunden gewesen. Die Ausführung mußte auch unbedingt an den Anfang der Ferienreise gelegt werden; ist man einmal daheim, läuft man Gefahr sie zu verfehlen. Mein Plan hat vorzüglich geklappt. Er erwies sich als eine wundervolle Umrahmung und Ergänzung der Jubiläumsgnade von Rom.

(Fortsetzung folgt)

Und würden im Himmel in heller Nacht
Zahllos die Sternlein glühen,
Und würden am Tage in Glanz und in Pracht
Vieltausend Sonnen sprühen.

*

In dieses Sternen- und Sonnenheer
Stellt ich Maria, Dein Bild:
O wie erlöschte das Lichtermeer
Vor Deinem Glanze so mild!

H. Opitz SJ.

Wann beten wir daheim?

Wollen wir heute einmal die Antwort darauf versuchen? Welches ist die richtige Zeit für das gemeinsame Familiengebet?

Da müssen wir eine wichtige Bemerkung vorausschicken. Wir wollen jetzt nicht wissen, wann man beten muß, d. h. wann und wie oft man unter Sünde verpflichtet sei, zu beten. Dafür stellen die Lehrer der Moral ihre eigenen Richtlinien auf (die im einzelnen nicht immer übereinstimmen, weil weder unser Herrgott noch die Kirche genaue Bestimmungen darüber gegeben hat).

Für Laien — das sei zur Beruhigung ängstlicher Seelen gesagt — ist (abgesehen vom Gebote der Teilnahme am sonn- und festtäglichen heiligen Meßopfer) überhaupt keine bestimmte Gebetszeit unter Sünde verpflichtend. Wer also kein höheres Bedürfnis hätte, als nur gerade das Mindestmaß zu erfüllen, könnte sich's ziemlich leicht machen.

Aber wir reden ja von einer wahrhaft christlichen, katholischen Familie! Die fragt nicht nach dem „Muß“. Die sieht schon in der Ausdrucksweise „Beten müssen“ eigentlich einen Unfug! Mit Gott dem Vater reden „müssen“! Vor Christus, dem König der Welten, in Audienz erscheinen „müssen“! Der Mutter im Himmel einen Gruß sagen „müssen“! Sich zur edelsten Familiengemeinschaft versammeln „müssen“! Wie tut das Wort weh, das nur von Zwang und Pflicht weiß, wo man Gott auf den Knien dafür danken sollte, daß man überhaupt darf! Nein, diese Gefahr existiert für unsere echt katholische Fmilie nicht!

Eine andere schon eher. Die von der Laune kommt! Von jener Launenhaftigkeit, die uns im Leben schon so manchen Streich gespielt hat. Eine vernünftige Lebensführung, die wir doch so ziemlich alle haben möchten, verträgt nicht viel Laune. Unser Verkehr mit dem Mitmenschen am besten überhaupt keine. Auch der Vekehr der Freundschaft und Liebe nicht. Wie sollte der Verkehr mit Gott, der doch immer auch Dienst ist, Laune vertragen können?

Wenn also nicht Laune, dann Gesetz! Alles Leben hat seine Gesetze. Die Blume blüht zu ihrer Zeit. Die Lerche singt zu ihrer Zeit. Das ist der „Rhythmus“ des Lebens. Soll das Gebet lebendig sein, aus dem Leben kommen und mit dem Leben gehen — und das soll es doch —, dann muß es seinen Rhythmus, seine Gezeiten haben. Die müssen unabhängig sein von der Laune des einzelnen; sie dürfen sich nur nach den Gesetzen des Familienlebens richten. Diese Gesetze schreiben vor, zu welcher Stunde man zu Tische sitzt, an welchem Tage man ein Familienfest feiert, zu welcher Zeit man betet.Es mag ja sein, daß das dem einzelnen nicht immer passend ist. Ich weiß noch gut, wie unbequem es mir oft sein wollte, wenn die Mutter abends zum gemeinsamen Gebet mahnte, wenn ich gerade im schönsten Studium oder Musizieren war. Aber da war nichts dagegen zu tun. Die Stunde war da; das Gebet war fällig. Zu solchen Zeiten erwartet man einfach das Gebet, und alle empfänden es als einen Fehler, wenn es versäumt würde, der Laune oder Bequemlichkeit eines einzelnen zulieb.

Was soll dann aber dieser in solchen Fällen tun, wenn es ihm im Augenblick gar nicht wichtig ist, zu beten? Vor vielen Jahren klagte mir einmal ein junger Mann, Zögling einer Anstalt, in der gemeinsam gebetet wurde, wie er sich oft beengt fühle durch diesen „Zwang“ zum Gebet; so ein Gebet könne doch dann auch nichts nutz sein. Ich sagte ihm, was mir der Augenblick eingab: „Wenn Sie sich kein innerliches Mittun abringen können,, dann bieten Sie doch unserm Herrgott diese äußere Leistung des Gemeinschaftslebens an und sagen Sie ihm: „Herr, nimm anstatt der Andachtsstimmung, die ich nicht habe, die Selbstüberwindung an, mit der ich dabei bin!“ Ich war sehr unsicher, ob der Rat genützt hat. Aber mein junger Freund sagte mir nach ein paar Tagen, „glänzend“ sei es auf diese Weise gegangen, das andere sei auch dazu gekommen. Das begreift sich ja auch leicht, eben

Gebet um Segen in den Berufsarbeiten

O Gott, liebevollster Vater! Der Du mit weiser Fürsorge über die Welt, die Deine Allmacht schuf, väterlich wachest, Du hast auch mir den Stand und Beruf angewiesen, in dem ich mich befinde. Du wußtest von Ewigkeit her, daß er für mich der beste sei, zur Erlangung der Seligkeit der geeignetste, und durch Deine gnadenreiche Anordnung ward ich, was ich bin. Ich danke Dir dafür von ganzem Herzen und preise Deine Vatergüte. Lehre Du mich aber auch die Pflichten meines Standes immer besser erkennen und leite und stärke meinen Willen, sie pünktlich und gewissenhaft zu erfüllen. Laß mich dieselben stets vor Augen haben und es nie vergessen, daß ich über die Art, wie ich nach meinem Berufe lebe, Dir einst werde strenge Rechenschaft ablegen müssen. Du verleihest mir so viele Gnaden, so manche Kräfte des Leibes und der Seele, damit ich sie treu benütze und gebrauche, um für mein eigenes und des Nächsten Heil tätig zu sein. Wo aber Du o Herr! nicht das segenvolle Gedeihen gibst, da ist des Menschen Mühen vergebens: wo der Herr das Haus nicht baut, da bauen die Bauleute vergebens. Um diesen Deinen unentbehrlichen Segen flehe ich Dich denn in Demut an. Gib Gedeihen meinen Berufsarbeiten.

Erhalte meine Gesundheit und Kräfte, stärke meinen Mut und laß den Eifer nicht erkalten. Verleihe mir Vorsicht, Unverdrossenheit und Freudigkeit. Erteile mir guten Rat in allen Vorkommnissen des Lebens und gib, daß ich so viel Gutes in meinem Berufe wirke, als ich vermag, und Du von mir erwartest, Verhüte, daß Eigennutz oder Ehrsucht die Triebfeder meiner Handlungen sei, laß allein die Begierde, Gutes zu tun vor Deinen Augen, der Antrieb meines Fleißes sein. Nur dann kann ich mich ja Deiner Gnade versichert halten, wenn ich meine Talente nicht, wie ein unnützer Knecht vergrabe, sondern wie ein treuer Haushalter, nach Deiner Absicht, zum Wohle meines Nebenmenschen anwende. Auch dann, wenn der Lebensweg schwer wird, wenn sich mir Hindernisse aller Art entgegen stellen, in Trostlosigkeit und Niedergeschlagenheit, laß mich nicht vergessen, daß Deine allmächtige Hilfe mir nahe ist, und Du Deinen Gnadenbeistand allen verheißen hast, die Dich darum anflehen. Laß mich an das Wort des Erlösers denken: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid ich will euch erquicken." Und kommt dann der Abend meines Lebens,wo mein irdisches Tagewerk vollendet ist, und Du Rechenschaft von mir fordern wirst, o dann laß mich auch unter denen sein, die Du über alles setzest, weil sie treu im Kleinen waren; laß mich teilhaben an der Freude meines Herrn. Vater im Himmel! angebetet und gepriesen von allen, die Dich kennen, blicke gnädig auf Dein armes Kind, erhöre mein Gebet durch Jesum Christum Deinen Sohn, unsern Herrn, Der mit dir lebt und regiert Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

---

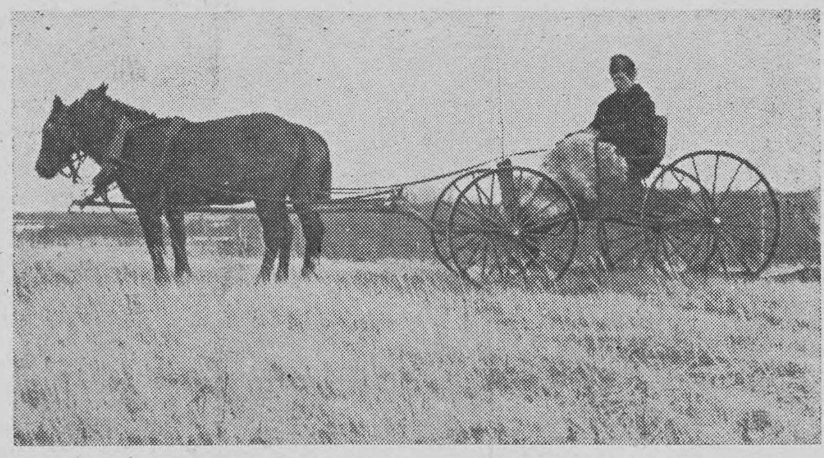
weil das Gebet nicht nur Befriedigung eines persönlichen Bedürfnisses sein muß und darf, sondern Leistung der Familiengemeinschaft an Gott. Und sollte nicht auch da Gemeinnutz vor Eigennutz gehen?

Wann aber ist nun so eine Zeit, zu der das Gebet fällig wird? Zu der jedenfalls der Herrgott es mit Recht erwarten kann? Das ist freilich nicht ganz leicht zu sagen. Aber ein alter Kirchenschriftsteller — hat gemeint, es gehöre sich so für die Gläubigen, daß man vor dem Essen bete. Und ein anderer schrieb an seine Schülerin, man solle auch nicht vom Tisch weglaufen, ohne dem Schöpfer gedankt zu haben. Und beide redeten dabei vom gemeinsamen Mahl. Also hätten wir da schon einen Anlaß für das gemeinsame Familiengebet: Die Tischgemeinschaft! Und es wird wohl kein Jahrhundert und keine Zone geben, in der den Christen nicht das gemeinsame Tischgebet heilig gewesen wäre. Von den alten Heiden aber haben wir etwas Ähnliches ghört. Also, mein Freund ....! Und nächstesmal gebe ich dir weitere Zeiten an!



Die Vorgeschichte der St. Marien-Provinz

von P. Phil. Funke O.M.J.



Pater Phil. Funke O.M.J., auf einer seiner Pioniermissionsreisen durch die Prärie am Anfang unseres Jahrhunderts.

Um die Entwickelung unserer St. Marienprovinz zu verstehen, müssen wir zurückgreifen auf den Beginn der Kolonisierung des Canadischen Westens zu Anfang dieses Jahrhunderts, als die canadische Regierung den ganzen canadischen Westen zur Kolonisierung freigab.

Ehe die Einwanderung begann, war der canadische Westen Missionsland. Der Oblatenorden hatte an fast 60 Jahren unter den Indianern gearbeitet, Missionen und Indianerschulen gegründet, und in den wenigen Städten Kirchen für die weißen Katholiken errichtet, vor allem in Winnipeg, Regina, Prince-Albert, Lebret, um nur einige Namen zu nennen. Als dann zwischen 1890 und 1905 plötzlich tausende Einwanderer deutscher und polnischer Sprache ins Land kamen, mußten sich die Oblatenbischöfe des Westens nach Priestern umsehen, die diese Leute im Glauben bewahren und den Gottesdienst in ihrer eigenen Muttersprache versehen konnten. Sie wendeten sich daher durch die General-Administration an die deutsche Oblatenprovinz, deren Mutterhaus in Hünfeld bei Fulda ist. Von dort und auch aus Rom und Belgien kamen dann in kurzer Zeit über 50 junge Oblatenpatres in den Canadischen Westen, die einen in die Manitoba-Provinz, die anderen nach Alberta. Dieses waren die Patres, die den Grundstein für die kommende St. Marienprovinz gelegt hatten.

Eine große Kulturarbeit wartete auf diese jungen Patres. Sie kamen nicht in geregelte Pfarreien oder Missionsarbeit wie überall anders. Hier war alles anders. Hunderte von neuen Pfarreien mußten errichtet werden. Familien, die durch die Auswanderung aus ihrer Heimat und dem gewohnten Pfarrleben herausgerissen waren, und einsam und verlassen in die Fremde kamen, mußten gruppiert werden, angeleitet zu diesem Leben in einem Lande, dessen Sitten und Gebräuche sie nicht kannten, dessen Sprache sie nicht verstanden, und in dem sie in der größten Gefahr waren, den Glauben zu verlieren und von gewissenlosen Betrügern ausgebeutet zu werden.

Es war ein langer „Kampf um die Seelen", der diese Patres erwartete. Aber sie waren vorbereitet. Einerseits durch ihre religiöse Erziehung, die ihnen einen tiefen Missionsgeist gegeben hatte, aber auch schon früher, in der eigenen Familie. Sie waren ja alle Söhne der alten Kulturkämpfer des katholischen Deutschlandes. Sie hatten gesehen, wie man Katholiken organisieren muß zur Verteidigung ihrer heiligsten Rechte: Kampf um die Freiheit der Kirche, um die christliche Schule, um die Anerkennung des Katholiken im öffentlichen Leben war ihnen durch ihre Eltern zur zweiten Natur geworden. Und hier in Canada standen sie vor derselben Aufgabe, wenn auch unter andern Verhältnissen. Gründungs- und Kampfjahre waren es, um das zu retten und aufzubauen, was unsere canadische Jugend heute als selbstverständlich voraussetzt.

Kolonien. Der Plan der Einwanderungs-Agenten Canadas war, die fremdsprachigen Einwanderer so viel wie möglich zu mischen, die Bildung von reli-

gions- oder Sprachengruppen zu verhindern, so daß sie sich schneller „assimilisieren“ konnten. Auf diese Weise ist es ihnen gelungen, fast die Hälfte der katholischen Einwanderer ihrem Glauben zu entfremden. Unsere Patres sahen die Gefahr, und mit Hülfe edler Laien gelang es ihnen, wenigstens den Hauptstrom der deutsch-sprachigen Einwanderung aus den Staaten, aus Österreich und vor allem aus Rußland in geschlossenen Distrikten zu gruppieren. Was die Benediktiner-Patres in der St. Peters-Kolonie geschaffen, schufen die Oblaten Patres in der St. Joseph-Kolonie, im Prelat-Distrikt, im Grayson-Distrikt, im Bonifatiusdistrikt, sowie in den zwei großen Einwanderungs-Zentralen: Winipeg und Regina.

Aufbau der Pfarreien. Unsere Patres gingen zu den Leuten, sie lebten mit ihnen, teilten all die Mühseligkeiten des Anfangs mit ihnen. Messe in den armen Farmhäusern, Religionsunterricht von Haus zu Haus so zu sagen, wahre Missionsarbeit. Und die Leute fühlten sich nicht mehr verlassen und in der Fremde, sie gruppierten sich in Pfarreien, der Priester und das Kirchenleben wurden der Mittelpunkt ihres ganzen gesellschaftlichen Lebens. Und wie der Priester für sie die „alte Heimat“ war, so wurde der Priester für sie auch „Canada“. Er stand zwischen ihnen und dieser neuen fremden Welt, in die sie langsam eingeführt werden mußten, ohne ihr mitgebrachtes „Erbgut“ zu verlieren. Zwei Probleme waren es, die gelößt werden mußten: Die Einführung der neuen Familien in den Geist der canadischen Seelsorge, und dann den Schutz der neuen Einwanderer gegen den erbitterten Kampf der fanatischen Orangemänner (wie einst in Deutschland der „Evangelische Bund“) gegen die christliche Erziehung und die Muttersprache, ein Kampf, der über 20 Jahre gedauert hat, und in dem wir die Muttersprache verloren haben, um den Glauben zu retten. Dieser „Kulturkampf Canadas“ von Tache bis Mathieu (zwei canadische Bischöfe) verlangt einen eigenen Artikel; hier berühren wir nur, in wieferne unsere deutschen Einwanderer in denselben hineingezogen wurden.

Wir sprachen von zwei Problemen der ersten Einwanderungszeiten. Zuerst der Aufbau des Pfarrlebens. Nun ihr „Alten“, gedenkt ihr noch? Wir waren die „streitende Kirche“. Der Pater wollte ja immer anders als ihr vom „alten Lande“ gewohnt wart. Wir wollen aber nicht viel davon sprechen, denn die „Jungen“ verstehen es nicht. Aber es mußte sein, und heute seid ihr dankbar; daß der Pater recht gehabt hat, seht ihr heute an euren schönen Pfarreien. Daß es für die jungen Priester von damals nicht leicht war, die noch vom letzten Kuß der Mutter beim Abschied von „zuhause“ das Heimweh im Herzen hatten, könnt ihr euch denken, aber sie haben auch das zum Opfer gebracht — für euch — (und hoffen einmal alle ihre alten „Kicker“ im Himmel wieder zu sehen).

Das zweite Problem war die **Erziehungfrage.** Kampf um die Schule. In Manitoba hatten die Orangemänner gesiegt, und die gottlose Schule war gesetzlich eingeführt. Die Katholiken, auch unsere deutsch- und polnisch-sprechenden Einwanderer, bauten unter größten Opfern ihre eigenen Pfarrschulen. In Saskatchewan konnten wir durch das Recht der Wahlen für Schulvorsteher und der Anstellung katholischer Lehrer, wenn solche zu haben waren, wenigstens verhindern, daß die Staatsschule zum Werkzeug antikatholischer Propaganda mißbraucht wurde. Religion und Muttersprache konnte nur durch die Kirche der Jugend bewahrt werden: Predigt und Jahres-Ka-



Ich möchte Gottes Priester sein:

Ich möchte Gottes Priester sein:
Gewänder tragen, die mich heilig machen,
Die Sprache reden, die sein Geist erfüllt,
Die Worte beten, die das Brot verwandeln,
Und Opfer heben, die erduldet sind.

Ich möchte Gottes Priester sein:
Den Segen spenden über seine Schöpfung,
Die Liebe lieben und für Tausend sein,
Die Sorge tragen und für Tausend beten,
Den Glauben leben und für Tausend glühn.

Ich möchte Gottes Priester sein:
Die Glocken läuten, daß die Türme schwanken,
Und Feuer zünden, daß der Himmel brennt,
Die Tore öffnen, daß die Wege enden.
Und mich verbrennen, daß die Menschheit glaubt!

---

techismus in der Muttersprache. Bald bildeten sich in unseren neuen Pfarreien Schwesternberufe aus, welche einen Teil der Schularbeit als Lehrerinnen in den Staatsschulen katholischer Distrikte übernehmen konnten. Bald wurden auch katholische Wochenzeitungen, die West-Canada und die Gazeta Katolicka von unseren Patres gegründet, sowie der Peters-Bote von den Benediktinern der Münster-Abtei. Die „West-Canada" kam dann nach Regina als „Katholik". Im Drucke der Kriegsjahre konnte sie sich nicht mehr halten, und ihre Arbeit übernahm der kleine „Marienbote", der als Pfarrblatt in der St. Mariengemeinde entstand, und sich langsam unter die deutschsprachige Bevölkerung des Westens verbreitete als Monatsheft, während der Petersbote seine wöchentliche Arbeit weiterführte.

Aufbau und Ausbau. Das Fundament für die deutsch-katholische Kirche des Westens war gelegt. Unter der Hand unserer Oblatenpatres bildeten sich über 50 Pfarreien, mit Kirchen, Pfarrhäusern und Vereinshallen. Die kleinen Anfangskirchen verwandelten sich in große Kirchenbauten, welche der Opferwilligkeit unserer treuen Einwanderer alle Ehre machten. Jetzt kam die Zeit des Ausbaues: das Zusammenfassen aller katholischen Kräfte zur Gemeinschafts-Arbeit für die großen Interessen der Kirche als solche.

Volksmissionen. Männer Gottes, wir wollen nur zwei hier erwähnen, weil sie sich tief in die Herzen unserer ersten Einwanderer eingegraben haben: Pater Laufer, und Pater Hilland. Doch andere halfen mit, erneuerten und vertieften das katholische Leben in unseren Gemeinden. Wenn alle drei Jahre der Missionar kam, war es eine Freudenzeit und eine Heilige Zeit.

Wallfahrten. Man wollte auch wieder beten „wie im alten Land", wallfahren gehen. Die Benediktiner der St. Peters-Kolonie hatten, mit dem Heiligtum des Berges Carmel in Mitte ihrer Kolonie, den Anfang gemacht. Die St. Joseph-Kolonie folgte bald mit der Wallfahrt in die Rosenkranz-Kirche; endlich kam der „Prelate Distrikt" mit all seinen schlechten Jahren, Staub und Trockenheit, und weihte sich der „Schmerzhaften Mutter" bei der herrlichen Grotte in Blumenfeld.

Aber nicht nur zum Beten, sondern auch zum Streiten mußten sich unsere katholischen Einwanderer zusammenschließen, um das Erbteil, das sie aus der alten Heimat mitgebracht hatten: Glaube und deutsche Frömmigkeit, ihren Kindern zu bewahren. Und so organisierten sie den **Volksverein,** um auch ihren Teil beizutragen in dem bittern Kulturkampf um die Rechte der katholischen Kirche hier im Lande. Was der Volksverein wollte, was er erreichte, und was er bedeutete in dem bittern Kampf der katholischen Kirche des canadischen Westens, werden wir in einem eigenen Artikel erzählen.

(Weiteres folgt)

Auferstehung

Gesät wird in Verweslichkeit,
auferweckt in Unverweslichkeit;
gesät wird in Unansehnlichkeit,
auferweckt in Herrlichkeit;
gesät wird in Schwachheit,
auferweckt in Kraft;
gesät wird ein sinnlicher Leib,
auferweckt ein geistiger Leib.

Paulus

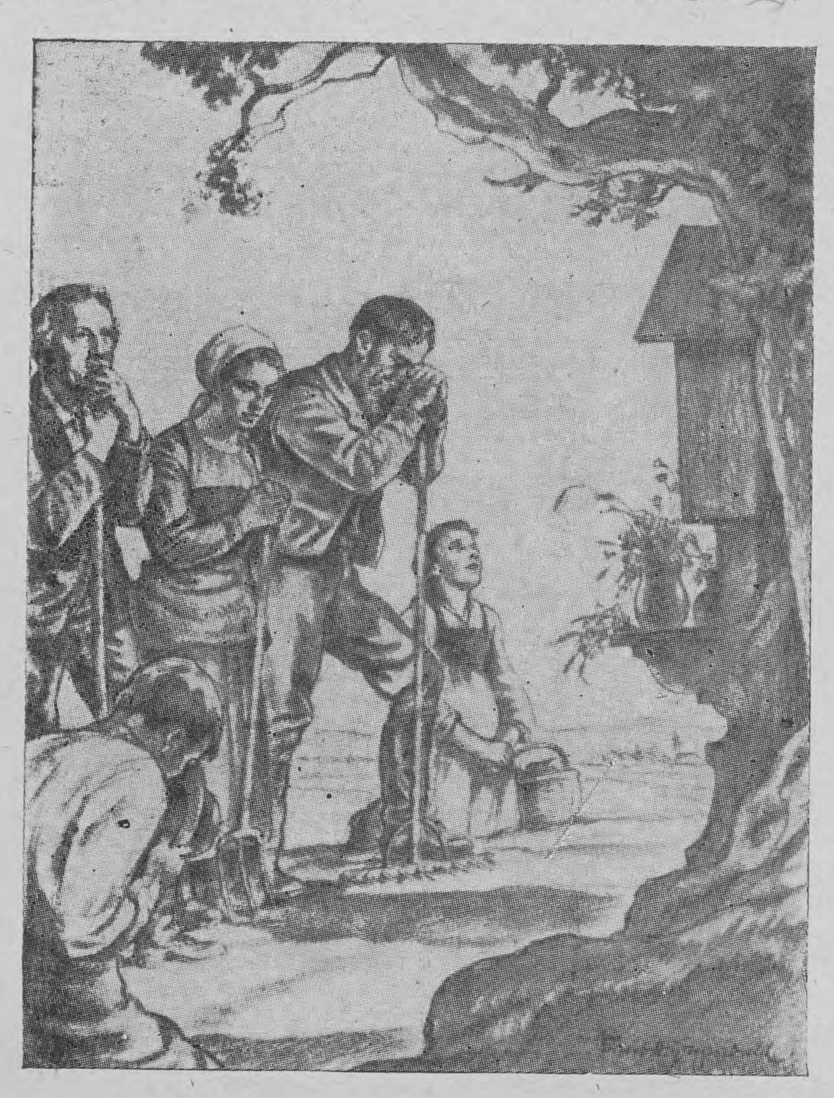
— — —

„Die gerechte Abwegung hat keinen Raum im Urteil verhetzter Menschen."

Der neue Bezirkshauptmann

Eine Geschichte von Reimmichl

Der Spiegelwirt von Fletzburg war Bürgermeister in der Gemeinde. Er waltete seines Amtes in allen Treuen, führte pünktlich alle Gesetzesbestimmungen durch und wachte mit Argusaugen, daß die obrigkeitlichen Anordnungen in seinem engbegrenzten Reich erfüllt wurden. Nur bei sich selbst drückte er manchmal das Auge des Gesetzes zu. Wenn die Polizeistunde längst vorüber war, sah man beim Spiegelwirt häufig noch Licht und hörte Gläserklirren und lustiges Singen. Der Spiegelwirt war darob schon mehrmals bei der vorgesetzten Behörde, der Bezirkshauptmannschaft in Reinstätten, angeklagt worden, er hatte sich aber immer herauszureden verstanden. Das einemal war ein Verwandter seiner Frau auf Besuch gewesen, mit dem er sich verplaudert hatte, natürlich bei verschlossenen Türen, ein anderesmal hatte er seinen Knechten einen Nachttrunk spendiert, weil sie viel im Keller arbeiten mußten, ein drittesmal war die Uhr stehengeblieben usw. Zeugen brachten die Kläger keine auf, und wenn der Bezirkshauptmann einen Gendarmen schickte, hielt der Spiegelwirt die Polizeistunde pünktlich ein.



Da kam ein neuer Bezirkshauptmann nach Reinstätten. Der schärfte gleich zu Beginn seiner Amtsführung die Bestimmungen über die Sperrstunde; der Spiegelwirt aber lachte ein wenig auf den Stockzähnen, blieb bei seinem alten Brauch und sperrte nach wie vor sein Haus, sobald niemand mehr da war. Auch hatte er gar keine Eile, sich dem neuen Bezirkshauptmann als Bügermeister von Fletzberg vorzustellen. Er dachte sich: „Weit vom Lauf ist gut vo'm Schuß — wenn ich beim Amt nichts zu tun habe, geh' ich nicht hin — wird mich schon finden, der neue Hauptmann, wenn er mich braucht." Selbst als der Spiegelwirt einmal auf einem Markt in Reinstätten war, machte er dem neuen Bezirksoberhaupt nicht die Aufwartung. Doch hatte er Gelegenheit, den hohen Herrn zu sehen. Es kam nämlich ein fein gekleideter großer Mann über den Marktplatz geschritten, die Leute zogen ihre Hüte und flüsterten sich zu: „Das ist der neue Hauptmann." — Der Spiegelwirt zog auch seinen Hut, musterte neugierig seine vorgesetzte Behörde und studierte eifrig in den Zügen des streng blickenden Herrn.

Nach einiger Zeit langte auch beim neuen Bezirkshauptmann eine Klage über den Vorsteher

und Wirt von Fletzberg ein wegen Überschreitung der Polizeistunde. Der Kommissär erzählte dem Hauptmann, daß mit dem Spiegelwirt schon früher diesbezüglich viele Scherereien gewesen seien und daß man dem bürgermeisterlichen Wirt trotz aller Mühe nicht beizukommen vermochte. Da faßte der neue Bezirkshauptmann, den es längst schon gewurmt hatte, daß sich der Vorsteher von Fletzberg nie bei ihm blicken ließ, den Entschluß, in selbsteigener Person, aber ohne sich zu erkennen zu geben, dem Spiegelwirt einen Besuch abzustatten und ihn allenfalls auf frischer Gesetzesübertretung zu fassen. Um den Wirt ganz ahnungslos zu machen, legte er einen Touristenanzug an und trug auch eine tüchtige Touristenausrüstung mit sich. An einem Sonntag abends traf er in Fletzberg ein, nahm beim Spiegelwirt Nachtquatier und schaffte ein Essen an.



Kam der Spiegelwirt plötzlich von der Stube in die Küche herausgestürmt und sagte zur Wirtin:

„Hast ihn gesehen, den drinnen am roten Tischl? — Das ist der neue Bezirkshauptmann, ich hab' ihn gleich erkannt. Ich wett', der ist da, mich auszuspeckulieren."

„Geh', sei narrisch, das ist sein Lebtag kein Bezirkshauptmann", beschwichtigte die Wirtin, „das ist ein ganz gewöhnlicher Schrofentottel."

„Du, ich kenn, meinen Guggenheimer", versicherte der Wirt, „ich sag| dir, er ist's, da wett' ich meine Augen und Ohren; ich hab' ihn mir genau angeschaut in Reinstätten auf dem Markt. — Und gerad' heute muß der Kuckuck den Mann herpfeifen, wo wir das Preisperlaggen haben, das kaum bis Mitternacht ausgefochten ist. Teufl eini! — Aber wart', Mandl, ich will dir den Holländer austreiben!"

Der Wirt ging wieder in die Stube, legte das Fremdenbuch vor den Bezirkshauptmann hin und sagte:

„Entschuldigen der Herr, darf ich bitten, sich hier einzuschreiben? — Es ist gesetzliche Vorschrift."

Der Bezirkshauptmann stutzte anfangs, dan blätterte er eine Zeitlang aufmerksam im Buch; schließlich schrieb er sich als „G r a f P a l m i" ein. Der Wirt nahm über eine Weile das Buch wieder fort, indem er sich vorher die Unterschrift genau ansah, und konnte ein pfiffiges Lächeln nicht unterdrücken. — Nach einer Viertelstunde trat er abermals vor den Fremden und sagte frech:

„Entschuldigen, dürft' ich vielleicht um Ihre Dokumente bitten?"

„Was für Dokumente?" schnauzte der Bezirkshauptmann.

„Ihren Reisepaß oder Ihre Legimation oder was sie sonst haben . . . halt Ihre Papiere."

„Was gehen Sie meine Papiere an?"

„Viel gehen sie mich an, viel", erklärte der Wirt. „Ich bin nämlich hier die Obrigkeit; habe die Ehre, mich vorzustellen: der Bürgermeister."

„Aber Sie überschreiten Ihre Befugnis. Sie haben kein Recht, jedem Fremden die Papiere abzufordern."

„Jedem Fremden nicht, sondern nur gewissen. Wir Gemeindevorstehungen haben jüngst von der Bezirkshauptmannschaft den strengen Auftrag erhalten, allen verdächtigen fremden Reisenden die Dokumente abzuverlangen. Es gehen nämlich gewisse Hochstapler und noble Schwindler herum, die die Lente betrügen und um ihr schönes Geld bringen."

„Und von mir verlangen Sie die Papiere?" schnaubte der Hauptmann.

„Ja — weil Sie mir verdächtig sind."

„Und ich sag' Ihnen, daß ich keine Dokumente brauche und keine habe."

„Dann muß ich Sie leider heute Nacht in den Gemeindekot-

ter stecken und morgen von der Gendarmerie holen lassen. — Ich bin hier die Obrigkeit und für alle Lumpen verantwortlich", erklärte ruhig der Wirt.

„Was? Sie nennen mich einen Lumpen!"

„Das hab ich noch nicht gesagt, es wird halt darauf ankommen. Für heute Nacht schlafen Sie einmal im Gemeindearrest, das andere wird sich dann schon finden."

„In den Arrest will ich schon Sie bringen, Sie pflichtvergessener Wirt", brüllte der Gewaltige.

„Was? schimpfen wollen Sie noch! Ich bin hier die Obrigkeit, und Sie werden wissen, was Untergebene ihren Vorgesetzten und Obrigkeiten schuldig sind. Für das Schimpfen lass' ich Sie ein paar Stunden länger sitzen."

„Und ich sag Ihnen, wenn Sie mich nicht sofort in Ruhe lassen, werd' ich Ihnen ein halbes Jahr Freiquartier verschaffen."

„Da müßt' ich auch dabei sein", lachte der Wirt; „wissen Sie, mit dem herrischen Auftreten richten Sie bei mir nichts aus, da müssen Sie schon anders kommen. Ich bin der Bürgermeister von Fletzberg!"

„Und ich bin Graf . . . .!"

„Haha, Graf hin, Graf her. . . Hier in Fletzberg bin ich der Oberste, der vierte nach dem Kaiser. Zuerst kommt der Kaiser, dann der Statthalter, dann der Bezirkshauptmann, dann ich, der Bürgermeister, punktum! Und mit Ihrer Graferei wird's nicht weit her sein. Gerade die hohen Titel sind allemal verdächtig, und mit Ihrer Unterschrift allein sind Sie noch kein Graf. Das Papier ist geduldig und läßt jeden Hallodrerer einen Grafen sein. Wenn ich hinaus in die Stadt geh' und unterschreib' mich als türkischer Sultan, wird mir die Feder auch nicht ins Gesicht springen."

Der Bezirkshauptmann wurde grün und gelb vor Ärger, um so mehr, als sich bereits eine Menge Gäste um den Tisch geschart hatten und ihn mit mißtrauischen Blicken musterten. Der Wirt rief jetzt einen Knecht herbei und sagte:

„Josl, hol' mir den Gemeindediener und den Nachtwächter, damit sie den Delinquenten in den Gemeindekotter bringen."

Der Knecht ging, der Bezirkshauptmann aber schrie:

„Unterstehen Sie sich! Ich lass' Sie einsperren, daß Sie schwarz werden. Ich hab' bei der Bezirkshauptmannschaft ein gewichtiges Wort zu reden!"

„Warum denn nicht gar beim Ministerium?" lachte der Wirt; „ich kenn das, das Vorgeben von hohen Bekanntschaften."

Der Bezirksgewaltige bebte vor Erregung; um der ärgsten Schmach zu entgehen, setzte er sich in Positur und sprach mit schneidender Stimme:

„Jetzt schauen Sie mich an und merken Sie auf, was ich Ihnen sage . . . Ich bin der neue Bezirkshauptmann von Reinstätten. . . . Sie freilich kennen mich nicht, weil Sie es nicht wert gefunden haben, sich bei Ihrem neuen Vorgesetzten vorzustellen."

Der Wirt ließ sich nicht verblüffen, sondern lachte frech auf:

Abendandacht

Von Daniela Krein

Nun ist es Nacht geworden und alles geht zur Ruh;
Es schließen Tür und Fenster die guten Nachbarn zu.
Rings glühen tausend Sterne am hohen Himmelszelt,
Der Mond mit bleichem Scheine bestrahlt die ganze Welt.
Die Pferde scharren müde mit ihrem Huf im Stall,
Der Kühe dumpfes Muhen gibt leisen Widerhall,
Des Hundes harte Kette klirrt von der Hütte her;
Sonst ist des Hofes Weite so stille und so leer . . . .
Ich sitze in dem Dunkel und schaue in die Nacht
Und überdenke zaghaft, was dieser Tag gebracht.
Des Lebens Lust und Leide ging mir auch heu' zur Seit',
Der Friede und die Freude, die Sorge und der Streit . . . .
Und morgen wird es wieder wie heut' und immer sein;
Ein jeder Tag bringt Trübe, ein jeder Sonnenschein.
Nun will ich dankbar geben in Gottes Hand den Tag
Und dankbar morgen nehmen aufs neue Freud und Plag.
Kommt einst der letzte Abend, die letzte Dunkelheit,
Und leuchtet statt der Sterne herein die Ewigkeit,
Dann will ich alle Tage, die mir mein Gott geschenkt,
Wie er sie hat beschieden, wie er sie hat gelenkt,
Zurück ihm wieder geben, gefüllt mit meinem Tun . . . .
Dann darf ich schlafen gehen . . . . Dann darf ich selig ruhn.

„Hahaha, der neue Bezirkshauptmann! Warum denn nicht gar der Kaiser? Den neuen Bezirkshauptmann kenn' ich gut, den hab' ich beim Jakobimarkt auf dem Stadtplatz gesehen. Mandl, der neue Hauptmann ist schon ein anderer, der stellt schon etwas vor."

„Ich versichere Sie auf Ehrenwort, daß ich der Bezirkshauptmann bin."

„Das kann jeder Mann sagen; übrigens haben Sie sich jetzt schon selbst gefangen. Im Fremdenbuch haben Sie sich als Graf Palmi eingetragen, unser neuer Bezirkshauptmann heißt aber Graf Blessenberg. . . . Jetzt haben wir den Schwindler. . . . Nachtwächter, da faßt ihn!" rief er dem eintretenden Gemeindebediensteten zu.

Der Bezirkshauptmann stieß die Hände, die nach ihm griffen, zurück und schrie:

„Vorsteher, ich fordere, daß sogleich ein Bote mit einem Brief von mir an die Bezirkshauptmannschaft gesandt werde. Dann wird sich's aufklären."

„O ja, gleich schreibe ich an die Gendarmerie", erklärte der Wirt, „damit Sie morgen von ihr abgeholt werden. Für heute Nacht aber werden Sie im Gemeindequartier schlafen."

„Nie und nimmer!" protestierte der Graf.

„Wenn Sie nicht freiwillig gehen, muß ich an Sie Hand anlegen lassen."

„Gut, ich weiche der Gewalt", sagte der Bezirkshauptmann nach einiger Zeit mit eisiger Strenge, „aber Sie werden die Folgen spüren."

Der Hauptmann wurde abgeführt, und der Wirt hockte in seiniger Nacht bis 3 Uhr mit seinen Freunden hinter dem Spieltisch. Als er sich zu Bette legte, konnte er nicht schlafen, die ganze Geschichte kam ihm doch stark gewagt vor.

Am nächsten Vormittag, um 9 Uhr, erschienen zwei Gendarmen, ein Wachtmeister und ein Führer. Nachdem sie der Wirt über den verdächtigen Fremden gründlich aufgeklärt hatte, führte er sie klopfenden Herzens zum Gemeindearrest. Als sich die Tür öffnete und die beiden Gendarmen den Bezirksgewaltigen erblickten, prallten sie förmlich zurück.

„Um's Himmelswillen, Herr Graf, Sie sind hier?" schrie der Wachtmeier.

„Wie Sie sehen", erwiderte der Hauptmann in eisigem Ton.

„Aber, was sind denn Sie für ein Mondkalb!" fuhr jetzt der Führer über den Bürgermeister her, „den Herrn Grafen, den Bezirkshauptmann einzusperren!"

„Wiewiewie — — wawawa . . . as?" tat der Wirt scheinbar erschrocken; „ist das wirklich der Bezirkshauptmann?"

„Ja, das bin ich!" sagte der Graf mit Hoheit und Strenge, „und jetzt werd' ich Ihnen ein Freiquatier verschaffen, aber auf längere Zeit."

„Herr Bezirkshauptmann", flehte der Wirt im weinerlichen Ton, „ich bitt' tausendmal um Verzeihung,ich hab' Sie nicht gekannt, sonst hätt' ich Ihnen alle Ehre angetan. Es gehen jetzt so vielSchwindler herum, die sich hohe Namen zulegen."

„Was, noch eine Beleidigung!" donnerte der Graf. „Herr Wachtmeister, Sie führen ihn jetzt gleich mit ab."

Nun erlangte der Wirt wieder seine Frechheit. Er stellte sich vor den Vorgesetzten hin und sagte:

„Herr Bezirkshauptmann, ich bin der Bürgermeister von Fletzberg. Ich hab nichts getan, als die Vorschriften, die Sie mir geschickt, pünktlich ausgeführt; das wird doch nicht strafbar sein. Wenn ich auch einen großen Bock geschossen hab', so ist es im Irrtum geschehen. Sie aber, Herr Bezirkshauptmann, haben sich mit falschem Namen ins Fremdenbuch eingeschrieben; das ist strafbar, und Sie sitzen wegen Falschmeldung in die Tinte."

Der Bezirkshauptmann biß die Lippen übereinander und blickte den Wirt wütend an. Nach einer Weile sagte er zornig:

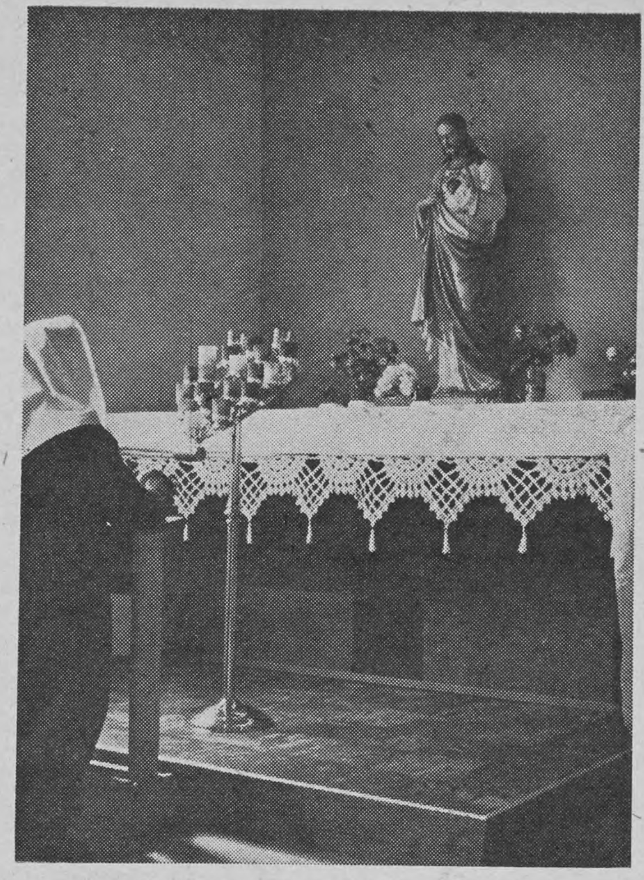
„Passen Sie auf, daß Sie mir nie wieder unter die Augen kommen!"

Dann nahm er seinen Hut und ging schnell fort.

Den Spiegelwirt aber schüttelte ein Lachkrampf. Allein der Krug geht solang zum Brunnen, bis er bricht. Ein Vierteljahr später schon wurde der Bürgermeister von Fletzberg seines Amtes entsetzt und zu einer Strafe von fünfzig Gulden verdonnert. Der Bezirkshauptmann, der ihn hatte scharf überwachen lassen, konnte ihm nämlich eine fünfmalige Überschreitung der Polizeistunde nachweisen. Und diesmal gelang es dem Fuchs nicht mehr, aus dem Eisen zu schlüpfen.

Herz Jesu

Mit ew'ger Liebe Glut
Hast du geliebt die Deinen,
Bis an des Kreuzes Stamm
Dich diese Liebe schlug;
Da gabst Du all Dein Blut
In unsagbaren Peinen,
Und starbst als Gottes Lamm,
Das aller Sünde trug.
Reinstes Herz, so liebtest Du!
Herz Jesu, Dir allein
Soll Preis und Ehre sein
Und unser Herz sich weih'n.



Heiligstes Herz Jesu, hilf!

Werdende Frucht

Wochen und Monate wogten über das weite Saatfeld, spielten mit dem grünen, aufschießenden Roggen, schaukelten und schüttelten die wachsenden Halme und beugten der reifenden Ähre das stolze, fruchtschwere Haupt. Und dann legten sie dem Menschen das goldene, wertvolle Korn in die Hand.

Wochen und Monate wogten über die Welt, über die Menschheit, über das Saatfeld Gottes, — wogen über dein Leben. Sie wogen und spielen und — ringen mit dir. Du bist an sie gebunden, kein Wille oder Unwille schüttelt sie ab. Du bist hineingestellt mit der Aufgabe, emporzuwachsen, zu streben und zu reifen. Du bist die Halmfrucht Gottes.

Du trägst es in deiner Hand, in deinem Wollen, ob du zum Guten oder Minderwertigen ausreifst. Ob du taube oder volle, schwarze oder goldene Fruchtähren trägst.

Und deine Frucht gehört dir nicht. Die Zeit hat sie gereift, die Zeit nimmt sie dir ab und legt sie wie das reife Korn den Menschen in die Hand . . . zur Nahrung oder Neusaat. Was wird sie von dir nehmen?

Die Zeit rechnete dir dreißig Jahre zu, schenkst du ihr dreißigfältige Frucht?

Wochen und Monate wogen vorüber. Sie dienen deinen Lebensarbeiten, deinen Lebenszielen. Sie sind Sämann und Schnitter.

Klausurkloster Steyl.

Herz Jesu

O Heilands Herz, in tiefstem Schmerz
Für mich am Kreuz gebrochen,
Ich grüße dich, o Herz, für mich
Von einer Lanz' durchstochen.
O Herz so groß, so namenlos
In Lieb' zu mir entzündet,
Du sollst es sein, in dem allein
Mein Herz sein Lieben findet.

O Herz so reich, was ist dir gleich
Im Himmel und auf Erden?
Wie könnte ich nur ohne dich
Jemals zufrieden werden?
O Herz so weit, bist allezeit
Die stille, sichre Stätte,
Wo süß ich ruh' und immerzu
Die müde Seele rette.

Kirchenlied

Wie der rote Hannes den Mut zum Beichten fand.

Von P. J. Stendebach, O.M.J.

Das schmückende Beiwort hatte ihm wohl das ehedem rötliche Haar eingetragen. Das war dem roten Hannes aber inzwischen ausgefallen oder weiß geworden. Doch die Natur, besser gesagt der Alkohol, hatte dafür gesorgt, daß der Name nicht ganz zur Lüge wurde. Aus dem roten Gesicht leuchtete eine noch rötere Nase. So war und blieb halt der rote Hannes auch im Alter noch der rote Hannes.

Im ganzen Ort war es bekannt: der rote Hannes war 48 Jahre nicht mehr an der Kommunionbank gesehen worden. 48 Jahre! Und nun war Mission im Ort. Alles wartete, ob Hannes sich zum schweren Gang entschließen werde. Jawohl er kam! Er kam in jede Predigt, morgens und abends. Er kam auch zur heilgen Beichte und zur heiligen Kommunion, wenn auch erst nach mancherlei Angst und Not.

Ich hielt die trostreiche Predigt über das heilige Sakrament der Beichte, in dem Gott in seiner großen Güte dem gequälten Sünderherzen den Frieden wieder schenkt. Dabei betonte ich, daß es doch unbegreiflich und unmännlich sei, wenn Männer, die sich sonst vor dem Tod und Teufel nicht fürchteten, Angst hätten vor der heiligen Beichte. Bei Kindern sei das noch zu verstehen, aber niemals bei Männern. Dann suchte ich mit allen erdenklichen natürlichen und übernatürlichen Gründen die Beichtangst der Männer zu bannen und fügte am Schluß hinzu — hab's jedoch nie wieder getan —:

„Meine lieben katholischen Männer! Sollte jetzt noch ein Mann hier sein, der aus Angst den Weg zum Beichtstuhl nicht finden kann, der darf sich ruhig ein wenig Mut antrinken."

Das mußte dem roten Hannes wohl am besten gefallen und am klarsten eingeleuchtet haben; denn da er viel Mut nötig hatte, trank er auch viel, trank zuviel und bekam zuviel Mut. Statt im Beichtstuhl zu beichten, hatte er nun gar den Mut, es in der Wirtschaft zu tun. Ein junger Bursche erzählte nämlich, der rote Hannes habe offen bekant, er sei der größte Lump im Ort. Natürlich kam er an dem Tage nicht zur Beichte.

Samstag nachmittag aber spielte sich folgende Szene ab: Der Herr Pfarrer, der mit seinen Pfarrkindern ausgezeichnet umzugehen verstand, machte sich auf, den roten Hannes herbeizuholen. Er traf ihn daheim. Hemdeärmelig saß Hannes da. Aus seiner Pfeife quoll dicker Qualm. Un-



durchdringliche Rauchwolken hüllten ihn ein. Man sah ihm deutlich die Angst an.

„Hannes, habt Ihr gebeichtet?"

„Herr Pastor, ich hab' 'ne Angst, ich kann es Euch nicht sagen. Ich kann nicht beichten!"

„Hannes, nun mach' mir keine Sachen. Jetzt wird gebeichtet!" Sagt's holt den Rock vom Nagel, hilft ihm hinein, setzt ihm den Hut auf den Kopf, schiebt seinen Arm unter den des sprachlosen Hannes und zieht ihn mit sanfter Gewalt zum Hause hinaus. Doch er hatte ihn noch nicht im Beichtstuhl. Aller Mut von gestern war dem Hannes entschwunden, denn plötzlich ist er keinen Schritt mehr vorwärts zu bringen.

„Herr Pastor, hört mal! Ich hab'nen Vorschlag: Könnt Ihr nicht für mich beichten? Seid doch so gut. Ich hab' zuviel Angst."

Doch der Pfarrer weiß im ersten Augenblick nicht recht, ob er über den gutgemeinten Vorschlag lachen oder mit dem armen roten Hannes Mitleid haben soll. Doch findet er sich bald und sagt dem mutlos Dastehenden:

„Hannes, das geht wohl nicht. Seht, Ihr habt die Sache mit Eurem Herrgott verdorben, Ihr müßt sie selbst auch wieder in Ordnung bringen. Also Mut! Der liebe Gott wartet auf Euch."

So schreiten die zwei weiter die Dorfstraße hinunter. Der Pfarrer will bereits die Kirchtür öffnen und den Hannes hineinschieben, als der sich wieder kräftig wehrt.

„Herr Pastor! Einen Augenblick. Wollt Ihr mir nicht wenigstens einen Gefallen tun? Seid so gut und geht zum Pater und sagt ihm: Pater da kommt der rote Hannes, der hat 48 Jahre



auf dem Buckel. Seid etwas gnädig mit ihm."

„Hannes, das will ich tun. Zu welchem Pater soll ich denn gehen?"

„Ei, zu dem kleinen Dicken!"

„Gut, dann los!" —

In meinem Beichtstuhl wird der Vorhang zurückgeschlagen.

„Herr Pater, der rote Hannes — da steht er — schickt mich. Sie wissen ja: 48 Jahre. Er schickt mich, Sie möchten gnädig mit ihm sein."

Über dem, was dann kam, liegt der Schleier des heiligen Beichtgeheimnisses. — Gott allein weiß es.

Tags darauf, es war nach dem feierlichen Schluß der heiligen Mission, machte ich mit dem Pfarrer noch einen Besuch bei einem Kranken. Da kam ein Trupp Männer auf mich zu:

„Herr Pater, haben wir gestern eine Freude erlebt! Denken Sie sich, der rote Hannes war nach 48 Jahren wieder dabei. Und wissen Sie, wie er aus dem Beichtstuhl kam? Er stellte sich zwischen uns Männer und sagte laut in die Kirche hinein:

„So, der Hannes war da!"

Ja der Hannes war da, zur Freude der Gemeinde und des Himmels. Denn im Himmel ist mehr Freude über einen Sünder, der Buße tut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.



Ein Kranzltag und was hinterher kommt.

In Planeigen war die Fronleichnamsprozession aus der Kirche gezogen. Schwarz-gelbe, grün-weiße und weiß-rote Flaggen stiegen fast kerzengerade in die sonnenklare, blaue Luft, glitzernde Heiligenstatuen und schwere Kirchenfahnen wiegten ernst und feierlich über den dunklen Männerscharen hin, auf dem Kirchplatze drängten sich noch in einem regellosen Haufen die weißgekleideten Jungfrauen. Hellklingende Musik und abgehackte Kommandorufe des Schützenhauptmanns schmetterten in den majestätischen Choral der Glocken, durch das Kirchentor heraus drang ein leises Bimmeln und wirbelten duftige blaue Rauchwolken.

Die Kranzjungfrauen ordneten sich zu zweien und zweien, und endlich kam der lange Zug in Bewegung. Wie sie in ihren lichten Gewändern oder schneeweißen Schürzen, die funkelnden Kränzchen auf dem Kopf, sittsam und fromm betend dahin schritten, verkörperten sie die lautere Unschuld und Anmut; und doch verbarg sich unter dem züchtigen, klaren Äußeren so mancher Mädchen viel Hoffart, Neid und Mißgunst. Sämtliche Jungfrauen gingen paarweise, nur eine einzige hatte keine Kameradin gefunden, und diese war die schönste von allen. Hochgewachsen und ebenmäßig, mit einem Gesicht wie Milch und Blut, mit kohlschwarzen Zöpfen und glühend schwarzen Augen fiel sie schon durch ihre Erscheinung auf. Ihre Schönheit wurde noch hervorgehoben durch das neue, dunkelblaue Kleid, zu dem die faltige weiße Schürze prächtig stand. Als Schmuck trug sie außer dem einfachen Kranz ein goldschimmerndes Kettchen mit einem goldenen Pfennig um den Hals. Schon vor vierzehn Tagen hatte sie mit einem Taglöhnersmädchen im Unterdorf ausgemacht, daß sie am Kreuztag — so hieß in Planeigen das Fronleichnamsfest — mitsammen gehen wollten; aber heute früh hatte ihr die Begleiterin absagen lassen, und nun stand sie ohne Kameradin da. Als die Prozession vom Kirchplatze auf die Wiese hinausschwenkte, eilte die Alleinstehende an die Spitze des Jungfrauenzuges. Dort wies man sie ab.

„Geh' weg da, wir sind schon zwei", hieß es beim ersten Paar.

„Bleib zurück, hinten ist gewiß eine übrig", zischelte es ihr vom zweiten Paar entgegen.

Andere kicherten und machten sich breit, um der Überzähligen den Anschluß zu verwehren. Diese stand glührot zur Seite und ließ die Paare vorüberziehen. Es kamen schon die letzten, und richtig, da schritten drei nebeneinander. Schnell trat die Einsame zu der links Gehenden hin und sagte bittend:

„Gehen wir miteinander."

„Tät mich schön bedanken. Mit einer Schelmdirn geh' ich nicht", schnabelte die Angesprochene, ein schlank gebautes Mädchen, dessen Gesicht durch eine zu lange Nase stark beeinträchtigt wurde.

Die Zurückgewiesene stellte sich nun zum vorletzten Paar, aber zwei Mädchenstimmen protestierten gleichzeitig:

„Marsch weg da!" — „Wir bleiben zu zweien; dich haben wir nicht aufgedungen."

In der größten Verlegenheit gesellte sich die Alleinstehende wieder zur letzten Reihe, so daß jetzt vier nebeneinander gingen.

„Schau, daß du weiterkommst", begehrte die langnasige auf, „wir sind ehedem schon drei und können nicht dahertrampeln wie eine Herde Schafe."

„Wo soll denn ich gehen? Irgendwo muß ich doch sein", klagte die Ausgestoßene.

„Geh', wo du willst, nur nicht mit uns. Wir wollen mit einer Schelmin keine Gemeinschaft haben."

„Wer ist die Schelmin? Ich habe niemanden was gestohlen."

„Es stiehlt schon dein Vater genug, der Landschelm. Er hat wohl deine Kette und das neue Gewand von einer Schelmfahrt heimgebracht, he?"

Du,du,du, das laß ich mir nicht sagen!" wehrte sich die Beschimpfte und ihre dunklen Augen blitzten zornig: „wenn wir nicht bei der Prozession wären, tät ich anders mit dir reden."

Dann trat sie zurück und ging schamübergossen, mit gesenktem Kopfe, ganz allein hinter dem Zug der Jungfrauen.

Wie hatte sich die Reimann Agnes, so hieß die Ausgestoßene, auf diesen Tag gefreut! Noch nie war sie als Kranzjungfrau gegangen, weil es immer am festlichen Kleid mangelte. Vor etlichen Wochen jedoch hatte ihr der Vater das neue Gewand machen lassen und ihr das vergoldete Kettchen aus der Stadt gebracht. Dutzende Male hatte sie daheim in der Kammer das blaue Festkleid anprobiert, das schimmernde Kettchen umgelegt und sich so reich und glücklich wie eine Prinzessin gefühlt. Und nun war alle Freude in Bitterkeit verwandelt. Die herrliche Prozession mit all dem Glanz und Schall kam ihr wie der grausamste Kreuzweg vor, Die schmetternden Weisen der Musik klangen ihr wie gellendes Hohngeschrei in die Ohren und wenn die Pöller dröhnten, klatschte es ihr wie Faustschläge ins Gesicht. Sie konnte nicht beten, keinen frommen Gedanken fassen, sondern mußte nur immer an ihre Schande denken.

Links und rechts vom Prozessionswege wogten die Kornfelder. So oft der Wind stärker hineinfuhr, raunten die Halme in tiefen Wellen fort, als wollten sie wie schaulustige Kinder der Prozession voraneilen; aber sie kamen nicht von der Stelle. Auch die Reimann Agnes hätte laufen und fliehen mögen, aber ihre Füße schienen bleischwer, und schneckenlangsam ging der Zug voran. Mehrmals kam ihr das Wasser in die Augen, sie hielt aber die Tränen mit Gewalt zurück. Hatte ihr doch die Base Ploni oft und oft gepredigt, das Flennen sei etwas Kindisches, und die Menschen hätten eine Freud', wenn sie ein anderes weinen sehen; diese Freud' dürfe man den Leuten nicht machen, sondern man müsse die Zähne fest zusammenbeißen und sich keine Wehe anmerken lassen.

Aber wenn einem das Herz fast zerspringt vor Leid, möchte man doch jemanden haben, dem man's klagen kann. Die Agnes hatte niemanden. Ihre Mutter war schon vor zwanzig Jahren gestorben, die Base Ploni, die dem Vater den Haushalt führte, war verbittert und steingefroren an der Seele, die brachte kein rechtes Mitgefühl auf. Zyper (Zyprian), der Vettersbub, der sie am ehesten verstand, trieb immer Spaß und fand nur an tollen Streichen seine Lust, auch hatte ihm das viele Bücherlesen den Kopf verdreht. Und der Vater? Mein Gott, der wurde mit sich selbst schwer fertig. Wohl liebte er sein einziges Kind, die Agnes, und erwies ihr manche Zärtlichkeit; auch sie hing mit inniger Liebe an ihm. Aber in jenen Dingen, die ihr das Herz am schwersten machten, ließ sich mit dem Vater nicht viel reden. Für alles, was man ihm nachsagte, hatte er Entschuldigungen und Ausreden, alles wußte er harmlos darzustellen und grundehrlich zu erklären. Klagte sie, so klagte er noch viel armseliger, so daß ihr das Herz überging vor Erbarmen.

Am meisten litt sie darunter, daß sie nicht wußte, wie sie mit dem Vater dran war. Täuschte er sie? Oder täuschte er sich selber? Wenn doch Mutters Schwester, die Base Marianna, noch lebte! Bei der war sie aufgezogen worden und war mit Leib und Seele gut versorgt gewesen. Aber die Base Marianna lag schon zehn Jahre unter der Erde. — — Niemanden hatte sie, dem sie ihr Herz ausschütten konnte.

Und doch, hat nicht einer gesagt: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid?" Wie schön hat der Pfarrer das in der Schule erklärt! Unser Herr, Jesus Christus, steht uns näher als irgend ein Mensch auf der Welt, er ist der Vater der Ärmsten, der Freund der Verlassensten, die Zuflucht der Betrübtesten. Tief atmete das Mädchen auf: „Liebster Herr Jesus, du hast heute deinen Ehrentag, alles singt und jubelt dir zu und ich bin so zertreten und verschimpft, daß ich kein Wörtl für dich herausbringe. So opfere ich dir denn auf meine Schmach und mein Wehe als kleine Huldigung zu deinem Umzug." Während das Mädchen so sann und betete, war die Prozession auf den Kirchplatz zurückgekommen, wo das letzte Evangelium gehalten wurde. Nach dem Segen ging Agnes nicht mehr in die Kirche, sondern bog seitwärts ab und eilte heimzu. Es war wie eine Flucht vor den Menschen.

Das Reimann-Gut lag zwanzig Minuten vom Kirchdorf entfernt. Etwa den halben Weg mochte Agnes zurückgelegt haben, als sie hinter sich den

Trapp von schweren Schritten und zugleich den Ruf vernahm: „Hoi, hallo, wart' ein bißl, laß andere Leut' auch mit! Sie erkannte an der Stimme ihren Vettersbuben, den Zyper, drehte sich um und blieb stehen.

Der Herankommende war ein Bursche von etwa fünfundzwanzig Jahren, hatte feuerrote Haare, weit vorstehende, graue, überaus lebendige Augen und einen verschmitzten Zug im Gesicht. Wer ihn zum erstenmal sah, mußte unwillkürlich lachen. Seine Statur war so klein,daß er der Agnes nur bis zur Schulter reichte, die Beine waren kurz aber ungemein kräftig entwickelt. Um wieviel die Beine zu kurz waren, erschienen die Arme zu lang. Sie hatten aber eine sehr starke Muskulatur und ließen mit den wuchtigen Händen auf bedeutende Kraft schließen. An der rechten Schulter saß ihm ein hutgroßer Buckel. Wenn er ging, spreizte er die Füße auseinander, als ob er im Schnee waten müßte, und sein Kopf wackelte bei jedem Schritt hin und her wie ein Uhrpendel. Er steckte heute wie immer in einem groben, schwarzlodenen Gewand, nur trug er als Kennzeichen des Festtages ein grellrotes, seidenes Halstuch. Nachdem er die Agnes eine Zeitlang gemustert hatte, lachte er hell auf, so daß beide Reihen seiner blitzblanken Zähne sichtbar wurden, und sagte:

„Tausend Wunder! Agnesl, heute bist du schöner als die Gräfin Melusina im Ritterbuch; glaubs gern, daß du bei allen Dorfgänsen den lichten Neid angezündet hast."

„Spotte meinetwegen soviel du willst", tat das Mädchen gekränkt, „ich hab' heute schon mehr ausgehalten."

„Agnesl, was ich sage, ist kein Spott. Nur aus purlauterem Neid, weil du schöner bist als alle andern, haben dir die zarten, feinen Jungfrauen so übel mitgespielt."

„Hast du's gesehen, Zyper?"

„Freilich gesehen, und auch jedes Wörtlein mit angehört hab' ich, das die Lenzen Geis, Hedwig von Nasenberg, dir an den Kopf geworfen hat."

„Um Gotteswillen, wo bist du denn gewesen? Bist du nicht mit der Prozession gegangen, hinter der Jünglingsfahne?"

„Nein, ich woll't mich nicht der gleichen Gefahr aussetzen wie du. Weißt, wenn ich mit dem Jünglingsbund gegangen wär', hätten sich alle Dorfmädchen in meine Schönheit verliebt, und es wär' zu Eifersichteleien mit den Burschen gekommen, hehehe. Da bin ich lieber abgeschwenkt und hab' mich in den Meßnerstadel hineingesetzt, wo man zwischen den Brettern durch alles so herrlich überschauen kann."

„Du Unchrist, du."

„Einen Unchrist darfst du mich nicht heißen, Agnesl. Ich geh immer in die Kirche, bet' auch mein G'satzl recht und gut, aber lange Wurst mach' ich keine. Mit dem Beten krieg ich in der Kirche genug, heraußen will ich ein bischen spekulieren. Es muß auch jemand da sein, der aufpaßt, wie fromm die Christen bei so einem Umgang sich betragen."

„Zyper, mit deinem Fürwitz und deiner Spioniererei wirst du noch einmal gründlich eingehen."

„Bah, die Gefahr ist nicht groß. Und wenns fehlt, hab' ich immer meine zwei Begleiter, die mir beistehen."

Er streckte seine zwei langen Arme mit den geballten, nervigen Fäusten in die Höhe und lachte.

„Du, Zyper, was meinst denn", fragte ängstlich das Mädchen, „haben es alle Leute gesehen, wie mir's die Lenzen Hedwig gemacht hat?"

„Gesehen haben es die wenigsten, aber bekannt werden tut's doch."

„Mein Gott, ich schäm' mich in den Boden hinein, ich getrau' mich nimmer unter die Leut. Wenn mir der Vater nicht hilft, geh' ich auf und davon."

„Dein Vater? Der hätt' früher helfen sollen, jetzt kann er's nicht mehr. Oder meinst du wohl, er soll zu Gericht laufen und die Lenzen-Gans einklagen? Da bringst du ihn mit drei Lokomotiven nicht hin. Kennst ja das Sprichwort: Wer Butter auf dem Kopfe hat, darf nicht in die Sonne gehen."

„Wie meinst du das?"

„Wenn du nicht stockblind bist, mußt du es selber begreifen. Dein Vater kann das Zwacken nicht lassen, weil er's zu gewohnt ist, und er hat mehr als ein Dutzend Ursachen, dem Gericht fern zu bleiben."

„Dann gibt's also keine Rettung vor der Schande und niemand kann mir helfen."

„Agnesl, ich helf dir, ich! Wirst sehen, ich bring's zustande."

„Wenn du's tust, bin ich dir mein Lebtag dankbar; aber wie willst du's denn anstellen?"

„Die Schandtat, die man dir angetan hat, will ich gründlich auszahlen. Paß auf, was ich sag'. Heut reden die Leute in Planeigen von dir; in ein paar Tagen soll in der ganzen Gemeinde nur mehr über die Lenzen Hedwig geredet und gelacht werden. Ich will ihr einen Denkzettel anhängen, den sie ihr Leben lang nimmer vergißt. Wenn man ein bißchen spekuliert, kriegt man allerhand Dinge in die Hand,

die einem zur Zeit nützlich werden."

„Um Himmelswillen, du hast etwas ganz Verwegenes im Sinn."

„Etwas Zahmes wär' für die stolze Lenzentochter zu wenig. Sie hält gar so viel auf ihren Stand. Da möcht ich gern helfen, daß sie recht lange in dem ehrsamen Jungfernstande bleiben kann, hehehe."

„Zyper, ich will auf keinen Fall, daß du der Hedwig eine Schande anhängst; dadurch wird meine Ehre nicht hergestellt."

„Aber gerächt wär' deine Ehr'."

„Das ist nicht christlich."

„Mit dem Christentum allein kommt man in der Welt nicht fort, das heißt, man käme schon fort, wenn alle ein rechtes Christentum hätten. Wir brauchen nicht christlicher zu sein als die anderen."

„Mir hilft's aber nicht, wenn die Hedwig in Unehre kommt."

„Schaden tut's dir auch nicht. Wenigstens reden die Leute nicht mehr über dich, sondern über die andere."

„Es schadet uns allen. Man wird mit den Fingern auf dich zeigen, daß du die Sach' angestellt hast, und der Haß fällt dann auf unser ganzes Haus."

„Laß ihn fallen. Wenn sie uns nicht achten, sollen sie sich fürchten vor uns; mindestens kriegen wir dann unsere Ruhe, und die Leute behandeln uns anständiger. — Glaubst du nicht auch so?"

„Nein, nein, nein, aus etwas Unrechtem wächst nichts Gutes. Wirst sehen, Ziper, die Sach' bringt dir keinen Nutzen."

„Ich tu's nicht meinetwegen, sondern deinetwegen.."

„Wenn's auf mich ankommt, mußt du's bleiben lassen; aber sag', was hast du denn eigentlich im Sinn?"

„Das wirst du schon sehen und hören. Wenn man eine Komödie voraus weiß, gefällt sie einem nur mehr halb — und man kann nicht mehr soviel lachen."

„Ziper, sei gescheit. Ich muß zuerst mit dem Vater reden; vielleicht weiß er doch einen Weg, wie wir aus unserem Elend herauskommen. Vorher darfst du nichts tun, ich verbiete es dir."

„Schau, schau, die wirkliche Gräfin Melusina! Die versteht auch zu regieren und zu befehlen. So gefällst du mir, Agnesl; aber ich bin dein Knappe und lass' deine Ehr' nicht in den Kot ziehen."

Sie waren im Gespräch weiter gegangen und standen jetzt vor dem Reimann-Hause, einem etwas verwahrlosten Holzbau, unmittelbar unter dem Wald.

Beide traten in das Haus. Während der Bursche sich in die Küche begab, eilte das Mädchen über die Stiege hinauf in ihre Kammer. Droben legte Agnes ihr Festagsgewand ab und zog ein einfaches, graues Hauskleid an. Wehmütig ruhten ihre Augen auf der blühenden Schürze und dem flimmernden Kränzlein, die etwas verknüllt auf dem Tische lagen. Plötzlich schossen ihr die solange zurückgehaltenen Tränen über die Wangen und sie schluchzte: „Ein einzigesmal bin ich Kranzljungfrau gewesen und nie mehr werde ich es sein." — Erst als die Base Ploni zum Mittagessen rief, verließ das Mädchen seine Kammer und ging in die Stube hinunter.

Die Ploni, ein zwisches fünfzig und sechzig Jahren stehendes, grobknochiges Weib mit verdrossenem Gesichtsausdruck, war ein Geschwisterkind von Agnesens Vater, und weil der Vater sie Base nannte, gab ihr auch Agnes diesen Namen. Vor vierzehn Jahren war die Ploni als Wirtschafterin zum Reimann gekommen und hatte auch ihren außerehe ichen Sohn, den Ziper, mitgebracht. Mutter und Sohn wuchsen mit dem Reimannhause zusammen und betrachteten sich längst schon als zum Hause gehörig. Der Zyper nannte den Reimann Vetter und die Agnes mitunter Basl, arbeitete wie ein Sohn des Hauses, bekam aber keinen Lohn, sondern nur das Essen und ein recht armseliges Gewändlein. Trotzdem fiel es ihm niemals ein, sich um einen anderen Platz umzusehen; er hätte auch nicht leicht einen bekommen, denn seine verwachsene Gestalt und seine große Schlauheit und Arglist, machten ihn verhaßt.

Fast noch schwerer als ihr Sohn hätte die Ploni einen andern Platz gefunden, weil ihre Zunge bei den Leuten mehr als gefürchtet war. Sie dachte auch garnicht daran, fortzugehen, denn beim Reimann hatte sie alles, was sie brauchte, und große Ansprüche kannte sie nicht. Gegen Agnes maßte sie sich ein Art Mutterschaft an, ohne ihr jedoch ein warmfühlendes Herz zu zeigen. Darum hatte das Mädchen eher eine Scheu als eine Zuneigung für die Base. Auch heute wagte sie nicht, ihr gerade in die Augen zu schauen.

Da der Bauer nicht nach Hause gekommen war, setzten sich die Agnes, derZyper und die Ploni allein an den Tisch. Lange Zeit wurde kein Wort gesprochen, endlich knurrte die Ploni:

„Madl, jetzt hast gesehen, wie's geht, wenn man sich in eine Gesellschaft mischt, in die man nicht hinein gehört. Ich hab' dir abgeraten."

„Um Gotteswillen", rief Agnes schmerzlich, „wir werden doch nicht der Auswurf unter den Menschen sein!"

„Beileibe nicht, du bist die Schönste von allen Schönen gewesen," sagte kichernd der Zyper.

„Red' kein so dummes Zeug", verwies ihm die Mutter; „wenn du ein schönes Gewand an hast, bist du auch schön. Und du machst die Agnes noch stolzer, als sie ehedem schon ist."

„Stolz bin ich nicht," wehrte das Mädchen; nur ein bischen Ehr' und Achtung möcht' ich haben wie andere Leute."

„Blimi, blami, mit Ehr' und Achtung springt man nicht weit. Die Hauptsach' ist, daß man zu essen und anzulegen hat — auf das andere pfeif ich."

„Und wenn einen alle Leute krumm anschauen? Wenn man überall Schimpf und Schande einstecken muß?"

„Da ist leicht zu helfen, man muß sich halt wehren. Wenn du herstehst wie ein Teigaff und dir alles antun laßt, so geschieht dir recht. Wozu hast du dein Maul? Kannst dir ein Beispiel an mir nehmen, ich hab Ruh' vor den Leuten, und niemand getraut sich, mir ein unebenes Wörtl zu sagen. — Paß auf, der Lenzen-Tochter werd' ich anstatt deiner ein Kapitel lesen, öffentlich auf der Kirchgass', sobald es sich trifft, daß ihr ein halbes Jahr lang die Ohren singen."

„Um's Himmelswillen, Base, auf die Weis' kommen wir bei den Leuten zu keiner Achtung."

„Brauchen wir auch nicht; aber man muß den Leuten die Schneid abkaufen, dann geben sie Frieden."

Agnes seufzte schwer, während der Zyper still in sich hineinkicherte. Sobald das karge Mahl beendet war, zog sich das Mädchen wiederum in seine Kammer zurück und verblieb dort den ganzen Nachmittag. Bald betete es aus einem Andachtsbüchlein, bald schaute es sehnsüchtig zur Kirche hinauf, wo feierlich die Glocken klangen und die Leute in Festtagskleidern hin und her gingen. Hinter dem Hause aber, in dem Wipfel des dichtesten Fichtenbaumes, hockte wie ein Äfflein der Zyper, blätterte in der Geschichte des Till Eulenspiegel und hielt dann wieder Ausschau in der Gegend. Er las alles, was er in Planeigen und in den Nachbargemeinden zu lesen bekam, Kalender, Romane, Volksbücher, politische und andere Schriften, ohne Auswahl zusammen. Daneben fand er noch Zeit genug, überall hinzuspähen und seine verwegenen Streiche auszuhecken.

Der Reimann Jörg, Agnesens Vater, kam an diesem Tage und auch am folgenden nicht nach Hause. Er hatte wiederum einen seiner häufigen Gänge nach auswärts angetreten, von denen er niemandem etwas sagte. Erst am Samstag spät abends kehrte er heim und stampfte gleich über die Stiege in seine Kammer. Agnes huschte ihm nach, und bevor er die Türe hinter sich zuriegeln konnte, drückte sie mit aller Kraft dagegen, so daß er das Mädchen hineinlassen mußte. Vorher warf er jedoch einen Sack mit einem klirrenden Gegenstand unter das Bett. Dann fragte er anscheinend betroffen:

„Kind was hast du denn? Ist dir etwas g'schehn?"

„Vater, die Schand' ertrag' ich nimmer, so halt ich's nicht mehr aus", stieß das Mädchen hervor.

„Was ist denn geschehen, Kind?"

„Agnes, was fehlt denn?" fragte er noch einmal mit abgekehrtem Antlitz.

„Du wirst wohl gesehen oder gehört haben, was mir am Kranzltag von den Jungfrauen angetan worden ist."

„Ja, ja. — — Das sind so kleine Nörgeleien, wie sie unter Mädchen oft vorkommen. Solche Dinge muß man nicht ernst nehmen."

Das Mädchen kämpfte mit den Tränen und sah ihn eine Zeitlang durchdringend an; er konnte den Blick nicht aushalten. In seinen Augen lag überhaupt etwas Unstetes, keinem Menschen vermochte er gerade in Gesicht zu schauen. Sonst war in seinem Äußeren nichts Abstoßendes. Er hatte eine biegsame, kräftige Gestalt, einen schwarzen, leicht angegrauten Schnurrbart, ebensolches Haupthaar, weiche Gesichtszüge, und trotz seiner fünfzig Jahre durfte man ihn noch einen schönen Mann nennen.

„Vater, Vater, sie haben dich — ich trau' mir's fast nicht zu sagen — den Landschelm haben sie dich geheißen und mich die Schelmdirn. Mitten in der Prozession hat mich die Lenzen Hedwig als eine Schelmin angeschrien und allen Jungfrauen bin ich zu schlecht gewesen, nicht einmal neben ihnen gehen hab ich dürfen. Das sind keine Kleinigkeiten."

„Agnes, ich hab dir's schon oft gesagt, daß in Planeigen ein grundschlechtes Volk ist. Die Menschen da tun nichts lieber als verleumden und Ehr' abschneiden und falsches Zeugnis geben. Auf unser Haus haben sie es besonders abgesehen, ich weiß nicht warum; aber es soll mir grad einer beweisen, daß ich nicht saubere Hände hab'."

(Fortsetzung folgt)

FATIMA STUDENT BURSE

Der Monat Juni ist den Wohltätern unserer Studentenburse immer Freudenmonat. Seine Tage bringen das Sakrament der Priesterweihe. Die erste Priesterstudentenburse wurde von unseren Patres vor über zwanzig Jahren begonnen. Sie ist auch schon seit zwanzig Jahren abgeschlossen. Von ihren Zinsen zahlen wir einem armen Buben das Priesterstudium. Wer weiß wohl, wievielen jungen Studentlein wir damit bis heute schon aushelfen konnten? Wieviel gerade durch diese erste Burse bereits am Battleforder Altar zu Priestern geweiht wurden? Viele Gaben sind einmal gegeben und einmal verbraucht. Die Gaben an die Burse bleiben immer. Sie tragen ihre jährlichen Zinsen, in Geld und in segnender Priesterarbeit. Gäbe es wohl ein schöneres Werk, das man unterstützen kann?

Bisher eingenommen	$474.50
Mrs. Maria Multarzynski, Beebe, P.Q.	6.00
John P. Brost, Cosine, Sask	2.00
Mrs. Anna Brost, Cosine, Sask	2.00
Anthony Gartner, Cosine, Sask.	2.00
Mrs. Elizabeth Koch, Regina, Sask.	3.00
Mrs. Conrad Rist, Regina, Sask.	1.00
Stephen Leidl, Wilkie, Sask.	10.00
Mrs. Martin Plemel, St. Gregor, Sask.	1.00
Mrs. Marg. Weber, Spring Valley, Sask.	3.00
Mr. & Mrs. Quitter, Rutland, B. C.	1.00
Mrs. A. Twordik, Muenster, Sask.	5.00
	$510.50

Bitte, sendet euere Gaben an:

The Marian Press

Box 249, Battleford, Sask.